UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

a
1884

Dichtungen

von

Johann Martin Usteri.

UNIVERSITY OF TORONTO

Herausgegeben

von

David Heß.

Dritte Auflage.

Dritter Theil.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1877.

17475
3/11/91

Inhalt des dritten Theils.

Vermischte Gedichte — Seite

Rundgesang . . . 3
Zu viel ist ungesund . . . 6
Der Mantel der Liebe . . . 9
Einst und jetzt . . . 11
Tafellied . . . 14
Kutschenfahren . . . 16
Freundschaft . . . 19
Das goldne ABC . . . 21
Das alte Schloß Wädenschweil . . . 25
Briamel vom Schuldenbott . . . 28
Briamel vom Wyn . . . 30
Das Schäppelein . . . 32
Das Plätzchen im Walde . . . 35
Hoffnung . . . 37
Die Hauswurz . . . 39
Bruder Klaus und der Graubart . . . 41
Sehnsucht nach den Bergen . . . 44
Morgengesang . . . 47
Der alte Baum . . . 49
Des Sängers Lohn . . . 52
Erinnerung an den 29. März 1825 . . . 54
Der Kaiser und die beiden Blinden . . . 56
Der Frühlingsbote . . . 61
Das Frauen-Brünnelein bei Zürich . . . 72
Die arme Mutter . . . 78
Der armen Frow Zwinglin Klag . . . 81
Wiedersehn . . . 87

Gelegenheitsgedichte

Lied beim Abschiedsmahl im Thale, nach einer Rigifahrt 91
Fahrt (der Zürcher) nach Basel auf die Versammlung der eidgenössischen Musikgesellschaft . . . 94
Lied für Schützen auf das Freischießen in Zürich im Juli 1821 96
Panner-Weihe auf der Constafel-Zunft, am 25. März 1822 98

Seite

Panner-Weihe 101
Eintracht das Wägste 103
Einladung an die Schützen auf das große Freischießen in Bern im Juli 1823 106
Der Friede mit den Böcken in Zürich Ao. 1446 . . . 108

Balladen

Legende von der Gräfin Idda von Toggenburg . . . 115
Die arme Gräfin von Rapperschwyl 118
Der Graf von Falkenstein 121
Das Bergmännlein auf dem Pilatus 127
Das Fräulein von Oesterreich 132
Der Storch von Luzern (1613) 136
Marc Anton Studiger von Schwyz 139
Der treue Hund 144
Struth Winkelried 147
Die Versöhnung, oder Ulrich zur Kinden von Zürich und Arnold von Winkelried von Unterwalden 152
Graf Walraff von Thierstein 155

Künstlerlieder

Künstlergefühl 169
Lied, bei einem Schmause der Künstlergesellschaft gesungen 172
Im Sihlwald 175
Künstler-Frohsinn 178
Reise-Lied für Fußgänger zur Künstlergesellschaft in Zofingen 181
Einladung zu der allgemeinen schweizerischen Künstlerversammlung in Zofingen 184
Des Malers Sehnsucht nach dem Esel mit Geldsäcken 186
Künstler-Schicksal 189
Der Maler. Ballade 191
Fritzens Berufswahl 196
Fritzens Anmeldung 199
Fritzens Farbenreiber-Klage 202
Fritzens Freuden und Leiden 204
Der Maler. Erzählung 207
Lebensbeschreibung Johann Martin Usteri's 217

Vermischte Gedichte.

Rundgesang.

1793.

Freut Euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht,
Pflücket die Rose,
Eh' sie verblüht!

So mancher schafft sich Sorg' und Müh,
Sucht Dornen auf, und findet sie,
Und läßt das Veilchen unbemerkt,
Das ihm am Wege blüht.

Chor.
Freut Euch des Lebens, u. s. w.

Wenn scheu die Schöpfung sich verhüllt,
Und lauter Donner ob uns brüllt,
So scheint am Abend, nach dem Sturm,
Die Sonne, ach! so schön!

Chor.
Freut Euch des Lebens, u. s. w.

Wer Neid und Mißgunst sorgsam flieht,
Genügsamkeit im Gärtchen zieht,
Dem schießt sie bald zum Bäumchen auf,
Das goldne Früchte bringt.

Chor.
Freut Euch des Lebens, u. s. w.

Wer Redlichkeit und Treue übt,
Und gern dem ärmern Bruder giebt,
Da siedelt sich Zufriedenheit
So gerne bei ihm an.

Chor.
Freut Euch des Lebens, u. s. w.

Und wenn der Pfad sich furchtbar engt,
Und Mißgeschick uns plagt und drängt,
So reicht die holde Freundschaft stets
Dem Redlichen die Hand.

Chor.
Freut Euch des Lebens, u. s. w.

Sie trocknet ihm die Thränen ab,
Und streut ihm Blumen bis ins Grab;
Sie wandelt Nacht in Dämmerung,
Und Dämmerung in Licht.

Chor.
Freut Euch des Lebens, u. ſ. w.

Sie iſt des Lebens ſchönſtes Band,
Schlagt, Brüder, traulich Hand in Hand,
So wallt man froh, ſo wallt man leicht
Ins beßre Vaterland.

Chor.
Freut Euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht,
Pflücket die Roſe,
Eh' ſie verblüht!

Zu viel ist ungesund.

Wo hört sich Weisheit besser,
Als bei Gesang und Wein?
Kein Doktor, kein Professer[1]
Gießt sie so freundlich ein.
Drum trinkt, und machet singend
Die alte Lehre kund:
„Zu viel ist ungesund!"

Seit Anno Eins cursieret
Das Sprüchlein durch das Land,
Doch stolpert dran und drüber
Tagtäglich jeder Stand,
Und jeder ruft dem andern
Mit aufgerißnem Mund:
„Zu viel ist ungesund!"

Was sagt der erste Denker
Am Ende seiner Bahn?
Lebt' ich zum zweitenmale,
Ich fing' es klüger an.
Drum ruf' ich jedem Denker,
Und wohl nicht ohne Grund:
„Zu viel ist ungesund."

1 Die schweizerische Aussprache des Wortes Professor.

Die Aerzte durchstudieren
Beinah die halbe Welt,
Um es dann gehn zu lassen,
Wie's der Natur gefällt.
Ich denk' bei ihrem: „Trinket!"
Und wohl nicht ohne Grund:
„Zu viel ist ungesund!"

Die Herren Theologen,
Nur leise sagt man das,
Docieren und beweisen,
Sie wissen selbst nicht was.
Ich denk bei ihrem „Glaubet!"
Und wohl nicht ohne Grund:
„Zu viel ist ungesund!"

Wir lassen sie im Frieden,
Und bringen nun in Ruh
Den beiden Lebensgöttern
Zwei volle Becher zu.
Dann still, Gesang! Sonst tönet
Auch dir, nicht ohne Grund:
„Zu viel ist ungesund!"

Dem Wein zu Ehren werde
Das erste Glas gebracht;
Gäb' Gott ihn nicht zum Trinken,
Er hätt' ihn sau'r gemacht.
Doch denkt, bevor den Becher
Berührt des Trinkers Mund:
„Zu viel ist ungesund!"

Das Zweite gilt der Liebe:
Nein, die vergißt man nie.
Die Blonden und die Braunen!
Wie ging' es ohne sie!
Nicht uns, dem Hagestolzen
Ruft strenger Weisheit Mund:
„Zu viel ist ungesund!"

Der Mantel der Liebe.

Der Mantel der Liebe ist lang und ist breit,
Hat Löcher und Risse die Menge;
Nie hört' ich noch klagen: er ist uns zu weit!
Doch öfters: er ist uns zu enge!
Auch geht es mit ihm, wie mit anderem, zu,
Von ferne erscheint er uns besser;
Und flicken wir mühsam die Oeffnungen zu,
So macht sie der Neid wieder größer.

Und drunter, da gibt es ein wunderlich Spiel,
Da wimmelt's von Jungen und Alten;
Da zupft dann die Liebe des Nächsten so viel
Am Mantel, und ordnet die Falten:
Und Dank ihr! nun passen die Risse so schön;
Das Dunkel wird hier und da lichte,
Da kann man die Helden und Heldinnen sehn
Aus der skandalosen Geschichte.

Da greift dann der Eine nach Würfel und Spiel,
Ein Zweiter umarmet die Flasche,
Und emsig durchstöbert — o goldenes Ziel! —
Ein Dritter dem Nachbar die Tasche.
Der täuscht sich erbärmlich, der alberne Tropf,
Der wähnet: Entdeckung geb's keine;
Denn sündigt er oben, so sieht man den Kopf,
Und sündigt er unten, die Beine!

Der Mantel der Liebe ist lang und ist breit,
Doch schliefet der Kluge nicht drunter;
Wenn Schmähsucht auch über Entmantelte schreit,
Bemantelten macht sie's noch bunter.
Auch braucht es der Weisheit so wundervoll nicht,
Die Hiebe des Spotts zu verschmerzen;
Und sichtbare Flecken im ganzen Gesicht
Sind besser als Flecken im Herzen.

Einst und jetzt.

Andere Zeiten, andere Sitten!
Alles wird klein in Kirch' und Staat.
All unser Wissen, selbst unser Denken,
Einst Foliant — jetzt Taschenformat.
Blieb' es doch nur bei den Gelehrten,
Ist man dessen doch längst gewohnt;
Aber des Bürgers Thun und Lassen,
Selbst die Tafel bleibt nicht verschont.

Kleinliche Speisen in kleinlichen Schüsseln
Heißt jetzt ein Mahl auf großem Fuß:
Ach, bei der Menge kleiner Genüsse,
Fehlet uns wahrlich — der Genuß:
Einst bei den gewaltigen Schinken,
Ganzen Ferkeln mit Kopf und Schwanz,
Und bei den ganzen Kälberbraten,
War auch Genuß und Freude ganz.

Großes Verdammen von großen Fehlern,
Großes Lachen zu großem Scherz;
Große Schüsseln und große Magen,
Aber dabei ein großes Herz!
Jetzt verschrumpfen Herz und Magen,
Und mit ihnen die Fröhlichkeit:
Ach! mit den feinen Schüsseln kamen
Auch feine Treu und Ehrlichkeit!

Auf dem Herde der biedern Alten
Thronte der Einfalt holdes Bild;
Aber sie floh vorm Putzen und Feilen,
Wie vor den Hunden das Gewild:
Unschuld der Sitten, Wohlstand und Freude
Folgten ihr nach, mit schnellem Schritt,
Nahmen die schweren goldnen Ketten,
Und die silbernen Schüsseln mit.

Statt süßer Kerne blieben nur Schalen,
Glänzender Flitter, leerer Tand;
Leichte Geschöpfe in bunten Kleidern,
Leichte Journale in buntem Band.
Körper und Beutel, selbst die Seele
Suchen nun ängstlich Trost und Rath:
Und einst verhält zu jetzt sich leider,
Wie baares Geld zum Assignat.

Einfalt der Sitten, kehre zurücke,
Bring' uns den Handschlag statt dem Kuß;
L'homme sans gène heiß' wieder ein Bengel,
Und l'élégant ein Hasenfuß.
Grade im Sprechen, grad' im Handeln!
Lächelt uns einst dein lieber Blick,
Kehren Gesundheit, Unschuld und Freude,
Ketten und Schüsseln von selbst zurück.

Gern bringen wir zum sühnenden Opfer
All unsern Prunk, 's ist leichtes Gewicht!
Alle Menteurs und alle Trompeuses:
Bien entendu, die Lebenden nicht.

Philanthropine und Pensionen
Reuten wir dir zu Liebe aus,
Ja! wenn du's wünschest, selbst der Böse
Habe auf's neue Hof und Haus!

Bietet ihr Friede, bietet ihr Sühne,
Ehe die Noth es laut gebeut;
Noch ist ihr Bild auf unserm Herde,
Freilich im Winkel mit Staub bestreut.
Aber ans ehrenvollste Plätzchen
Soll es aus seiner Dunkelheit.
Komm, alte Einfalt, komm zurücke,
Du nur gibst uns Zufriedenheit!

Tafellied.

In Erwägung, daß das Beste
Unsers Staats zu fördern sei,
Zimmert man, verehrte Gäste,
Der Systeme mancherlei:
Das Gepräg des besten Rathes
Bleibt indessen, wie mir scheint,
Wenn er mit dem Glück des Staates
Auch das unsere vereint.

Weise lehren: „Freiheitswürger
„Seien Noth und Gram allein,
„Und ein fetter froher Bürger
„Werd' auch guter Bürger sein."
Laßt uns frohe Bürger werden,
Und wir werden gute sein,
Dann wird sich der Hirt der Herden,
Wohlgenährter Schafe freu'n.

Gram erzeugt statt Thaten Klagen,
Macht die besten Redner stumm;
Brauchet, um ihn wegzujagen,
Folgendes Specificum:
Schöne Augen, sanft und heiter,
Voller Wangen Incarnat,
Purpurlippen, und so weiter,
Quantum satis, ist probat.

Durch der Taggeschichten Lehre
Ist der Hunger überführt,
Daß er revolutionäre
Thaten und Ideen gebiert:
Schützt vor diesem Feind die Marchen
Sorgsam, denn er bringt fürwahr,
Mehr als alle Oligarchen,
Unsre Freiheit in Gefahr.

Seiner Uebel trübe Quelle
Zugestopft, und ungesäumt
Sei die Präsidentenstelle
Unserm Magen eingeräumt.
Seine Macht bleib' unbestritten,
Ihm gebühre stets das Wort,
Und man schreit' auf seine Bitten
Nie zur Tagesordnung fort.

In Erwägung alles dessen,
Hört, was Bürgersinn beschließt:
„Ausgetrunken! Aufgegessen!
„Und die Sorgen weggeküßt!"
Schöne Augen werden munter,
Sprechen schalkhaft: Appüiert!"
Und Freund Amor schreibt darunter,
Als Director: „Exequiert!"

Kutschenfahren.

Herrlich ist das Kutschenfahren!
Spleen und Sorgen sind verbannt,
Kömmt ein Wagen vorgefahren,
Weichgepolstert, schön bespannt:
Ueberhüpft sind dann die Stufen,
Sei'n sie noch so hoch, im Nu!
Und wir thronen da und rufen:
„Lustig, Schwager, frisch drauf zu!"

Munterkeit läßt keinen schweigen,
Und aus dem bequemen Sitz,
Gleich dem Thron von Delphos, steigen
Weisheit oft, oft Scherz und Witz.
Oft auch wiegt ein sanftes Schaukeln
Uns in süße Träumerein;
Rosige Phantasmen gaukeln,
Sitzen freundlich zu uns ein.

Wie das Rad bei dem Gedrechsel
Immer neue Kreise schlägt,
So der Bilder schneller Wechsel
Unsern Geist auch schnell bewegt:
Stall und Kirche — Garten — Haide —
Wirth und Brunnen — Schulz und Hahn —
Regen Wort und Scherz und Freude
Spielend stets von neuem an.

Mancher preis't des Gehens Süße —
Doch bald wird er matt und faul,
Schlenkern stolpernd seine Füße,
Hängt auch Kopf, und Herz und Maul:
Winkt ihm Pracht von allen Seiten,
Duften Blumen bunt und reich —
Ach, bei all den Herrlichkeiten
Gilt dem Müden alles gleich!

Kömmt er bei des Gasthofs Stufen,
Staubbedeckt und hinkend an,
Mag er winken, pfeifen, rufen —
Ach, kein Stallbub' sieht ihn an!
Aber läßt er sich kutschieren,
Setzt sich Alles flugs in Trab,
Und es schießt — auf allen Vieren
Oft — der Wirth die Trepp' hinab.

Traben Rappen oder Schimmel
Rasch daher mit stolzem Muth,
Greift der gröbste Bauernlümmel
Ehrfurchtsvoll nach seinem Hut.
Von des Wallers vielen Plagen
Bleibt der Fahrer ungeneckt,
Ja, es lehrt ein schöner Wagen
Selbst das Schneiderlein Respekt.

Herrlich ist das Kutschenfahren!
Wenn die Pferde tüchtig gehn,
Ist — das könnt ihr oft erfahren —
Schnell gesehn, auch Wildniß schön.

Stößt zuweilen die Maschine,
Singt das Liedlein allbekannt:
„Point de rose sans épine,
„Point de plaisir sans tourment!“

Ging's auf unsrer Lebensreise
Froh, wie hier, durch Feld und Strauch!
Aber auf dem Wechselgleise
Stoßen Stein und Wurzeln auch!
Kommen sie: ein Peitschenhieber!
Und ein Hott! aus frohem Mund,
Und der Wagen fliegt vorüber,
Läßt den Koth im Hintergrund!

Freundschaft.

Wer Freundschaft ehrt, wer Freundschaft sucht,
Dem wird sie gern begegnen,
Und des Vertrauens süße Frucht
Wird die Vereinten segnen.
Die Rose, die uns Liebe bricht,
Entblättert, ach, so schnelle!
Wenn aber Freundschaft Kränze flicht,
Wählt sie die Immortelle.

Sie tritt in Hütte und Palast,
Und bringt, wie Gottes Sonne,
Durch ihre Wärme, ihren Glast,
Dem Fürst und Hirten Wonne.
Verachtend eiteln Prunk und Schein,
Genügt ihr jedes Oertchen,
Nur hell und heimlich muß es sein,
Und ohne Hinterpförtchen.

Wir seien groß, wir seien klein,
Und mit und ohne Würde,
Ein jeder hat sein Bürdelein,
Und Mancher seine Bürde:
Da bleibt die Freundschaft nie zurück,
Sie theilt des Tages Mühen,
Und mancher schwarzumflorte Blick
Sieht wieder Blumen blühen.

Sie wird in der Cypressen Nacht
Mit dir an Gräbern weinen,
Und himmelrein ihr Auge lacht,
Will dir dein Stern erscheinen:
Gilt's deine Freude, gilt's dein Heil,
Da wird sie nimmer müde,
Des Feindes Schwert, des Falschen Pfeil
Entwehrt sie, als Aegide.

Wenn guter Vorsatz in dir reift,
Wird sie ihn treu beflügeln,
Und, wenn dich Leidenschaft ergreift,
Die Ungezähmte zügeln.
Sie führt am unsichtbaren Band,
Mit Reden und mit Schweigen,
Und wird, die Wage in der Hand,
Dir stets das Wägste zeigen.

An Freundes Hand ist nichts zu schwer;
Sie hilft den Fels erklimmen
Und durch das sturmbewegte Meer
An sichres Ufer schwimmen.
Drum, Hand in Hand! Mit ihr vertraut
Wird Schweres leicht erstritten,
Denn, wo sie ihre Hütten baut,
Baut auch der Sieg sich Hütten.

Das goldene A B C.

Auf Gott den Herrn dein Hoffen bau,
Den Menschen nie dich ganz vertrau:
Er ist's, der Treu und Glauben hält,
Dein Freund ist schwach, und falsch die Welt.

Bewahr dich vor geheimer Schand,
Sonst Ehr' und Ruhm ist leerer Tand:
Sei Adels werth, dann krägst du's leicht,
Wenn Neid dich schmäht und Liebe schweigt.

C ist aus Reih und Glied gestellt
Von aufgeklärter Modewelt:
Rufst du's zurück, ist's wohlgethan,
Dein Credo fängt mit ihm sich an.

Dräng nie dich an den Fürstensohn,
Du wirst sein Sklav, sein Spiel, sein Hohn:
Beim kleinen Mann kehr lieber ein,
Er weiß es noch, ein Mensch zu sein.

Erheb dich nicht in Uebermuth,
Ist dir geworden Rang und Gut:
Sie gibt das Glück, nicht Herz, nicht Kopf,
Und Glück sucht oft den schwächsten Tropf.

Fromm sei dein Herz und keusch und rein,
So zeig es Gott, doch ihm allein:
Der Mensch zu schaun es nicht begehrt,
Er ist's zu schaun auch selten werth.

Gedenk an deinem guten Tag,
Daß Mancher heut wohl seufzen mag:
Des Dankes Thrän', ein Druck der Hand,
Ziert schöner dich als Diamant.

Hinweg mit Kälte, Haß und Streit,
Ist dir vom Freund geschehn ein Leid:
Oft schmerzt's dich, übt er streng nur Pflicht,
Oft kränkt' er dich und wußt' es nicht.

In deiner Jugend bleib dabei
Daß, was du schaffst, auch tüchtig sei;
Der Mann das nimmer schön vollbringt,
Was nicht dem Knaben gut gelingt.

Kein Freund ist, wer dich tadelt nicht,
Und viel von deinem Vorzug spricht:
Gar selten kömmt aus Herzensgrund
Was allzu süß entfließt dem Mund.

Laß nie verwirr'n und beugen dich,
Ob ein Bemühn geht hinter sich:
Wenn sonst nichts, lern vom Lauf der Welt,
Er sei auf Wechsel stets gestellt.

Maß halt', auch zürnend, jederzeit,
Doch geh im Dulden nicht zu weit:
Die Schwachheit dulde, Böses nicht,
So üb' in beidem deine Pflicht.

Nie schäm dich, auch bei reichem Geist,
Lehrt man dich, was du noch nicht weißt:
Nichts wissen halt' nicht so gering,
Als frech bemäkeln jedes Ding.

Ob dir dein Weib jetzt Schmerzen gab,
So zieh dich drum nicht von ihr ab:
Der Fehl liegt selten ganz an ihr;
Und wär' es auch; sie trägt mit dir.

Preis' Gott, wenn Kinder dir verliehn;
Dein Dank sei, wohl sie aufzuziehn:
Vertrauend folgsam laß sie sein,
Dann aber sich als Kinder freun.

Quäl niemals dich um irrig's Thun;
Hast du gefehlt, mach's besser nun:
Vergebne Reu verzehrt die Kraft,
Womit du Bessres sonst geschafft.

Ruf gern zu Gott in stiller Nacht,
Wenn er nur und dein Kummer wacht:
Er schrieb den Trost mit Sternenlicht;
Dort oben wankt und schwankt es nicht.

Stolz strebe nicht in weite Fern';
Das Nächste thu, doch treu und gern:
Wer stätig wandert, wandert weit,
Und kömmt ans Ziel zu rechter Zeit.

Tracht' stets darnach, daß, was gethan,
Du selbst als gut erkennest an:
Wer's Jedem gern zu Danke macht,
Hat keines Dank, und nichts vollbracht.

Unwunden gib kein würdig Wort,
Die Kraft entweicht, der Geist fliegt fort:
Wer Andre Edles lehren will,
Red' edel, oder schweige still.

Verlaß, wozu dich Gott nicht schuf,
Und höre auf den innern Ruf:
Wer alles will, will keines recht,
Wer jedes treibt, treibt jedes schlecht.

Weh dem, der nicht an Tugend glaubt,
Doch dreimal Weh! wer Unschuld raubt:
Beklage jenen, den veracht',
Und hätt' er Davids Geist und Macht.

Xerxes verließ sich auf sein Heer,
Geschlagen, peitscht' er dann das Meer:
Warst du zu keck, trag's mit Geduld,
Und denk: ich büß die eigne Schuld.

Zier' all dein Thun mit Menschlichkeit,
Hob Gott dich über Andre weit:
So wird dem Neid die Kraft entwend't,
Und Alles nimmt ein gutes End'.

Das alte Schloß Wädenschweil.[1]

Sieh, Mädchen, dort auf grünem Rain,
Beglänzt vom Abendschimmer,
Das wildbewachsene Gestein,
Des alten Schlosses Trümmer:
Zerfallen traurt das stolze Haus,
Und Raben schweben um den Graus
Mit heiscrem Gekrächze.

Einst klangen Glöcklein, silberrein,
Wo jetzt die Finken schlagen,
Einst sang man fromme Litanei'n,
Wo jetzt die Eulen klagen;
Und wo im Gras die Heuschreck' hüpft,
Die Eidechs' durch die Halmen schlüpft,
Da prangten Rittersäle.

1 Die Freiherrschaft Wädenschweil am Zürichsee gehörte in früheren Jahrhunderten dem Ritterorden St. Johanns, und ein Comthur bewohnte das alte Schloß, wovon nur noch wenige Trümmer vorhanden sind. Der Volkssage nach sollen dort Schätze begraben liegen.

Und wo die zarte Birke schwankt,
Stand heiliges Gebilde;
Das dunkle Epheu überrankt
Die Johanniter-Schilde:
Zerstörung herrschet um und um,
Dem öden Refectorium
Entsprossen Tanngebüsche.

Doch tief in der Verwüstung Schoos,
Wo Kröt' und Unke schleichen,
Liegt, überdeckt von feuchtem Moos,
Mit wunderbaren Zeichen
Ein Stein: wer diesen heben kann,
Der ist ein hochbeglückter Mann,
Ihm ist ein Schatz beschieden.

Wohl Mancher hat es schon versucht,
Doch keinem ist's gelungen!
Den Einen hat zu schneller Flucht
Ein schwarzer Bock gezwungen;
Zwei Andre kehrten nie zurück,
Und mit zerbrochenem Genick
Fand man den Letzten liegen.

Doch meint ein altes Mütterlein,
Der Schatz sei noch zu heben,
Nur müsse man genau und rein
Nach Bannesformeln leben.
Wer dann auf Wort und Stunde merk',
Mit Amulet und Kreuz sich stärk',
Dem könn' es noch gelingen.

Drum, liebes Mädchen, höre mich,
Willst den Versuch du wagen,
Den Bann und Zauberspruch will ich
Gewissenhaft dir sagen:
Doch wenn's dann heult und braust und klirrt,
Dich Eul' und Fledermaus umschwirrt,
So darfst du ja nicht zittern!

Babette.

Grabe und wühle nach Schätzen wers kann,
Hangen doch Kröten und Schlangen daran!
Schätze, sie heben nicht Kummer und Schmerz,
Freuden nur spendet ein fröhliches Herz.

Briamel vom Schuldenbott[1].

Der Schuldenbott gieng vber felt,
Der tüfel ſich zu jm geſellt:
Kumpan, wohin ſo ſchnelle?
(Botte) Ich treib ein armes Bürlin vs,
Vnd was gehſt du zu ſuchen vs?
(Tüfel) Ein Brätlein für die helle.

Kam da ein kind mit ſeiner gais,
Die trillt's im felt vnd jagt's in ſchweis,
Es rief voll angſt vnd ſchmertzen:
Der tüfel hol dich! (Botte) Friſch, kumpan,
Greif zu, greif zu. (Tüfel) Das geht nit an,
Der wunſch kam nit von hertzen.

Druf kam ein Bur mit einer ſaw,
Der rief, vor ärger brun vnd blaw,
Ob jrem widerſpertzen:
Der tüfel hol dich! (Botte) Friſch, kumpan,
Greif zu, greif zu. (Tüfel) Das geht nit an,
Der wunſch kam nit von hertzen.

---

1 Briamel (Praeambulum), eigentlich gereimte Sittenſprüche, wie Luther deren die Menge gemacht hat, und wie man ſie noch zuweilen an Bauernhäuſern u. ſ. w. findet. Zuweilen waren ſie am Rande mit Bildern in Arabesken verziert, deren Vorſtellungen ſich auf den Inhalt bezogen.

Ein weiblein ſchlug ihr wildes kind:
Der Tüfel hol dich, jſengrind,
Du bringſt mir jtel ſchmertzen.
Hörſt, ſprach der Botte; friſch, kumpan,
Greif zu, greif zu. (Tüfel) Das geht nit an,
Der wunſch kam nit von hertzen.

Als nun der Bur den botten ſach,
Voll ſchreck vnd todesangſt er ſprach:
Daß ſatan dich erdrücke.
Hörſt, ſprach der tüfel, hörſt, kumpan,
Jetz hat das hertz den wunſch gethan,
Vnd brach jm das genicke.

Briamel vom Wyn.

Als Vatter Noah sich entschloß,
Für vns zu pflantzen das rebenschoß,
Grub er in Herd vier grübelein,
Vnd setzt die rebenschößlein drein,
Vnd da sie stundend grad vnd gut,
Goß er zu jedem ein näpflin Blut.

Zum ersten goß er Affenblut.
Wer von der reb nun trinken thut,
Dem schimmert alles rosenfar,
Vergißt die kutt vnd den talar,
Er juchzt vnd springt, chimpfirt vnd nart,
Vnd folgt in allem des affen art.

Zum zweiten goß er Lammesblut.
Wer von der reb nun trinken thut,
Verleurt den mannesmuth, wird zam,
Vnd fromb vnd furchtsam wie ein Lamm,
Er sewzt vnd blöckt im klageton
Sein kyrie eleison.

Zum dritten goß er Bärenblut.
Wer von der reb nun trinken thut,
Den jrret schon des mückleins stich,
Er brummt vnd kratzt vnd beißt umb sich,
Stül, gläser, tisch vnd krüg zerbricht,
Vnd kennt im zorn den bruder nicht.

Zum vierten goß er Schweinesblut.
Wer von der reb nun trinken thut,
Der seßet alle scham hindan,
Zeucht ohne schew die sauglogg an,
Beschmutzt was rein mit argem fleck,
Findt wie die Sau sein Lust im . . . .

Gedenk an das, mein lieber Christ,
Wenn du zu trinken lustig bist;
Frag erst, eh du dir schenkest yn,
Von welcher rebe ist der wyn?
Vnd kannst nit von der ersten han,
So laß die andern drey auch stahn.

Das Schäppelein.[1]

Mütterlein stickte; Töchterlein pflückte
Blumen, sein Schäppelein frisch zu durchziehn.
„Warum verwelken Rosen und Nelken?"
Seufzt sie: „O, möchten sie nimmer verblühn!"

Mütterlein sagte, da sie so klagte:
Alles was blühet muß wieder verblühn.
Was nie zerstäubet, ewiglich bleibet,
Wohnet nur dort wo die Sternelein glühn.

Müht dich das Aendern, forme aus Bändern
Schäppelein, wie sie die Jugend einst wand;
Rings um den Reifen farbige Streifen,
Golden beschrieben von künstlicher Hand.

Sömlichen Kränzen dankten bei Tänzen,
Arbeit und Spielen, an jeglichem Ort,
Ernsthaft und scherzend, froh und verschmerzend,
Wir manch belehrendes, köstliches Wort.

---

1 Schappel, Schäppelein, Kranz, als Hauptschmuck in verschiedenen Zeitaltern, bald von Bändern mit Goldflittern, bald bloß von Blumen geflochten. Noch heut zu Tage tragen die Bauermädchen in einigen Schweizerkantonen Schäppelein bei Hochzeiten und Kindtaufen.

Aus meinem Kranze, goldig von Glanze,
Sprachen acht Blumen einst sinnvoll mir zu:
Willst du die Lehren, Töchterlein, hören,
Sag' ich sie dir, und noch andre dazu.

Emsiges Ringen führt zum Gelingen:
Baust du nicht fort, so stürzt Alles dir ein!
Nimmer verzagen, frisch wieder wagen;
Tröpflein auf Tröpflein durchhöhlt auch den Stein.

Zornig und hitzig ist niemals witzig:
Zürnen ist schädlich, doch keinem wie dir.
Zorn hat, wie Thoren, Weisheit verloren,
Liebe und Achtung verschließt ihm die Thür.

Züchtig und sittig! Flatternder Fittig
Führet das Vöglein in Netz und in Tod.
Drehen bringt Schwingen; Schwingen bringt Springen;
Springen führt häufig in Dornen und Koth.

Freundliches Geben zieret das Leben:
Schließe dem Dürftigen nimmer die Hand.
Frommes Erbarmen läßt nicht verarmen;
Wohlthun ist Quelle in brennendem Sand.

Schweigen und denken thut niemand kränken:
Vorlaut hat Tadel und Schaden zum Sold.
Hörchler und Frager sind auch Vertrager;
Reden ist Silber, und Schweigen ist Gold.

Mäßig in Freuden spart viele Leiden:
Mäßige Lust nur entwickelt das Bluſt[1].
Wärme ernähret; Hitze verzehret;
Zucker auf Zucker bringt Ekel statt Lust.

Nie zu behende! — Denk an das Ende.
Wohl dem, der gern in die Zukunft auch schaut!
Wägen, dann wagen; denken, dann sagen;
Schnell ist gebrochen, doch langsam gebaut.

Blumengerüche schwinden: doch Sprüche,
Sinnig geflochten, zum schmückenden Kranz
Lieblich sich ranken, wecken Gedanken,
Leuchten in nimmer verwelkendem Glanz.

1 Bluſt: Blüthe; schweizerisch, auch altdeutsch.

Das Plätzchen im Walde.

März 1822.

Trauliches Plätzchen im Wald, das ich so gerne besuchte,
Wie so traurig entstellt find' ich dich, wie so verwaist!
Gleich dem Haus des verstorbenen Freunds, wo uns die Erinnrung
Ueberall traulich begrüßt — ach! nur Schmerz jetzt erregt!
Wo ist dein schattiges Dach, das singende Vögel belebten?
Wo ist dein murmelnder Bach, der durch Gebüsche sich wand?
Wo sind die freundlichen Stellen, die duftende Blümlein verschönten?
Alles, alles ist hin! Ach, all dein Zauber zerstört!
Schwarzes Dornengestrüpp starrt blätterlos mir entgegen,
Dem ein graues Gewirr kahler Stämme entsteigt;
Auf dem erstorbenen Ast krächzt heischer ein einsamer Rabe;
Ueber den Boden zerstreut rauscht das verdorrete Laub,
Oder zittert noch einzeln verkrümmt und trauernd am Reisig,
Bis es ein Lüftlein ergreift, da oder dorthin verweht.
Ausgetrocknet und steinig zeigt sich des lieblichen Bächleins
Bett, seinen farbigen Grund deckt nun ein lehmichtes Grau,
Und sein Ufer, das einst in lachendem Wiesengrün prangte,
Steht jetzt vom traurigen Gelb welker Halmen umsäumt. —
Trauliches Plätzchen im Wald, wie bist du so öde, so finster,
Gleich dem verkümmerten Herz, das keine Hoffnung mehr kennt!
Aber, sieh! dort dringt ein Strahl der erwärmenden Sonne,
Leben erweckend und mild, in die unheimliche Nacht.

Sieh, schon hebt ihr Köpfchen die weiße Waldanemone,
Und über moderndes Laub dehnt sich ihr zackigtes Blatt.
Sei willkommen, du lieblicher Bote des Frühlings, du bringst uns
Frohe Kunde, daß bald das Erstorbne ersteht;
Bald dringt wieder das Laub aus todten Zweigen, und wölbt sich
Freundlich zum kühlenden Dach, Vögelein spielen darin;
Bald hüpft wieder die Welle des klaren Bächleins, und Blumen
Spiegeln sich wiegend darin; Alles steht wieder erneut!
Milder, belebender Strahl der Hoffnungssonne, o blicke
Du auch ins traurige Herz, das keine Hoffnung mehr kennt!

Hoffnung.

Hoffnung, du holde Tochter des Himmels,
Ohne dich traurte verödet die Welt!
Rollen die Donner, brausen die Stürme,
Zeigst du den Bogen am himmlischen Zelt.

Wandelt dein Fußtritt über die Fluren,
Macht er verdorrete Teppiche grün;
Welkende Blumen erheben die Kelche,
Und die entblätterten Rosen erglühn.

Freundlich besuchst du die Hütten des Jammers,
Tröstest die weinenden Waisen am Grab;
Sitzest zur Wiege neben die Mutter,
Küssest die Thränen des Kummers ihr ab.

Klagen verstummen, Thränen versiegen,
Lacht uns dein Seelen erhebender Blick;
Selbst die Verzweiflung ziehet das Messer,
Zieht den vergifteten Becher zurück.

Täuscherin heißt du; Täuscherin bist du
Oefter — doch bringt nicht dein Täuschen Gewinn?
Bricht auch ein Stab dem Pilger: du reichst ihm
Freundlich ermunternd den anderen hin.

Täuscherin heißt du; Täuscherin bist du:
Aber enthüllst du das heilige Licht
Ueber den Gräbern unserem Auge,
Hoffnung, o Hoffnung! dann täuschest du nicht!

Die Hauswurz[1].

Arm Weiblein irrte zagend
Auf rauhem Pfad einher,
Sie blickte scheu und klagend
Mit bangem Herz umher:
Kein Baum, kein Blümlein schmückte
Das felsumschloßne Thal,
Wohin ihr Auge blickte,
War alles öd' und kahl.

„Wo seid ihr Blumenmatten?
„Du Bächlein klar und kühl?
„Wo ist der Laube Schatten?
„Der Jugend süßes Spiel?
„Ach, ewig, ewig ferne!
„Es führt der Wanderstab,
„Durch Felsen und Gedörne,
„Mich Arme an das Grab!"

Da winkt ihr aus den Ritzen
Der kahlen Felsenfluh,
Mit zarten Silberspitzen
Der Hauswurz Sternlein zu,

1 Sedum sempervivum. Nach dem Volksglauben bringt die Hauswurz in jeder Beziehung Glück.

Und blaue Blümlein sprossen
Aus moosigem Gestein:
Sie brach's, und milder flossen
Vom Aug die Thränelein.

Und Hoffnung grünt auf's neue,
Und stiller wird ihr Herz,
Denn Stern und Himmelsbläue,
Die ziehn sie himmelwärts:
Und sanft, wie Harfentöne,
Erklingt's in ihrer Brust:
Es bringt das innre Schöne
Nur ungetrübte Lust.

Sie folgt den frommen Klängen,
Und findet, was ihr fehlt,
Wenn Lebenslasten drängen,
In ihrer innern Welt.
Da sind, wenn's draußen wettert
Und Hagelwolken ziehn,
Die Blümlein unentblättert,
Die Lauben immer grün.

Bruder Klaus und der Graubart.

Vor Bruder Klausens Zelle[1]
Ein finstrer Graubart saß,
Der mit des Dünkels Elle
Den Nebenmenschen maß,
Vom Mäntelchen der Liebe
Manch derben Lappen riß,
Und, fern vom Freundschaftstriebe,
Den Nächsten lieber biß.

Saß da, an seiner Seite,
Neumodisch aufgeputzt
Aus der Burgunderbeute,
Ein Jüngling, halb verdutzt
Und schamroth wie ein Mädel,
Denn unser Kritikus
Maß ihn vom Fuß zum Schädel
Und dann vom Kopf zum Fuß.

1 Niklaus von der Flühe bewohnte im XVten Jahrhundert als Einsiedler eine Zelle am Ranft, Canton Unterwalden.

Und als sein Achselzücken
Der fromme Eremit,
Und sein Genhimmelblicken
Und Seufzen nicht errieth,
Platzt er, voll Schadenfreude,
Hohnlachend dann heraus:
„Was sagst du zu dem Kleide,
„Mein guter, ernster Klaus?“

Und mild, wie Fromme immer,
Sah der verehrte Mann
Den buntgewirkten Flimmer
Des Modemännchens an;
Sprach dann zum Alten wieder:
„Besänftige dein Blut;
„Ist gut das Herz und bieder,
„Sind alle Kleider gut!“

Was gilt's, die Schönen ehren
Nun sein Legendenbuch;
Doch bleibt von Klausens Lehren
Wohl die ihr Lieblingsspruch.
Und wird die Modensperre
Verhängt in einem Haus,
Singt man wohl dort die Mähre
Vom frommen Bruder Klaus.

Drum fort mit dem Verbote!
Tragt Tüll und Caſchemir,
Bergere und Capotte,
Ja, ſelbſt den Hinterfür![1]
Stutzt hinten oder vornen —
Nur das erſuchen wir:
„Webt Roſen in die Dornen!“
Nur hier kein Hinterfür!

1 Kopfputz aus dem XVIIten Jahrhundert.

Sehnsucht nach den Bergen.

Wenn freundlich noch die Traubenhügel
Im Abendglanz der Sonne glühn
Und auf des See's krystallnem Spiegel
Den Schwanen gleich, die Nachen ziehn;
Dann fühlt mein Herz ein süßes Sehnen,
Dort, wo von Purpur leicht umflort,
Die Schneegebirge sich erheben,
Dahin, dahin wünscht es zu schweben —
O wär' ich dort! O wär' ich dort!

Geliebtes Land, das seine Söhne
Mit Zauberbanden an sich schließt,
Daß, fern von dir, des Heimwehs Thräne
Vor deinem heil'gen Bilde fließt.
Sie sehnen sich nach deinen Bergen,
Wie Sturmbedrängte nach dem Port,
Und lassen Reichthum, Glanz und Ehre,
Denn du nur füllst des Herzens Leere:
O wär' ich dort! O wär' ich dort!

Wo Frömmigkeit der Väter Tugend
Im buntbemalten Kirchlein ehrt,
Und früh im zarten Herz der Jugend
Die Freiheitsliebe weckt und nährt.

Der Knabe sieht die Zwinger fallen,
Sieht den Tyrann vom Pfeil durchbohrt,
Und seine Augen glühn in Flammen,
Die kleine Faust ballt sich zusammen:
O wär' ich dort! O wär' ich dort!

Wo durch des Thales Blumenmatten
Des Felsenquells Gewässer fließt
Und in der Wallnußbäume Schatten
Sich murmelnd in den See ergießt:
An dem beschilften Ufer blicket
Aus Laubgewölben Ort an Ort,
Und in der rebumrankten Hütte
Wohnt noch der Väter alte Sitte —
O wär' ich dort! O wär' ich dort!

Wo von der Fluh, im Silberschimmer
Das Bächlein spielend niederschwebt,
Dann schäumend durch Granitgetrümmer
Von seinem Sturz der Fels erbebt,
Und über ihm das Alphorn hallet —
Zu jenen Höhen treibt's mich fort,
Wo an des Erdballs höchsten Gränzen
Des Glaubens fromme Zeichen glänzen[1].
O wär' ich dort! O wär' ich dort!

1 Auf vielen hohen Bergen der Schweiz hat die Frömmigkeit ein Kreuz gepflanzt.

Wo die Natur zu hoher Feier
Der Allmacht Gottes ernſt uns winkt,
Und Pſyche, ihrer Bande freier,
Des Lebens reinſte Wonne trinkt;
Die niedern Leidenſchaften ſchwinden,
Wie unter uns im Thal der Ort;
Klein wird die Welt, wie ich ſie ſehe,
Und mich ergreift der Gottheit Nähe —
O wär' ich dort! O wär' ich dort!

Morgengesang.

Die Morgenlüfte wehen
Und an des Himmels Höhen
Beginnt der Sonne Lauf;
Die Dämmerung zerfließet,
Und mit den Blumen schließet
Sich auch das Herz des Menschen auf.

Der wolkenlose Morgen
Zerstreut des Dunkels Sorgen,
Und Hoffnung füllt das Herz;
Das fromme Lerchlein singet
Sein Lied, und mit ihm schwinget
Mein Dankgebet sich himmelwärts.

Wie wall' ich doch so gerne
Durch's Land, denn nah und ferne
Heißt alles, was wir schaun,
Vom Abgrund tiefer Seen
Bis zu der Berge Höhen,
Auf Gottes Macht und Güte baun.

Ach! manche Pilger gehen
Gebückt vorbei, und sehen
Auf diese Güte nie:
Sie schreckt des Mittags Hitze,
Und zucken rothe Blitze
Am Horizont, so zittern sie.

Was würden Frucht und Aehre,
Wenn jene Gluth nicht wäre,
Die Gott sie reifen heißt?
Des Lebens Sorg' und Mühen
Sind wie der Sonne Glühen;
Sie reifen auch des Menschen Geist.

Und stürzt Gewitterregen
Herab, mit Donnerschlägen —
Sieh hin! — Auf seiner Bahn
Ist Segen ausgesäet,
Denn Gottes Odem wehet
Im Abendlüftchen und Orkan.

Der Glaube macht mich heiter,
Vertrauend wall' ich weiter
Durch Berge und durch Thal:
Und geht's durch Blumentriften,
Und geht's in Felsgeklüften —
Ich weiß ja — Gott ist überall.

Der alte Baum.

In dem heimlichen Stübchen, wo lustig am Webstuhl und Haspel
Mutter und Tochter beschäftiget waren, im Garten der Knabe,
Saß Großmütterlein hinter dem Tisch; das Betbuch lag vor ihr,
Und die Brille daneben: vom Lesen und Sitzen ermüdet,
Nickte zuweilen sie ein; zuweilen schlich auch ein Seufzer
Ueber die Lippen, er sprach: „O Herr! wann kommet mein Stündlein?"

Und die sinnige Tochter bemerkte die trübere Stimmung
Der Geliebten und trat, sie freundlich ermunterend, zu ihr:
„Mütterlein," sprach sie, „es lacht so herrlich der Abend, es stehen
„Aecker und Matten so schön, mit Früchten prangen die Bäume —
„Komm ins Freie; wir gehn um unser Gärtchen, und weiter,
„Wenn dir das Gehen behagt, es stärket die Luft deine Kräfte,
„Und ein wenig ermüdet schläfst du dann sanfter und länger.
„Stütze dich ruhig auf mich, wenn dir dein Stab nicht genüget,
„Und erzähle mir dann von alten Zeiten; ich höre
„Gar so gerne dir zu, denn munterer wirst du dann immer."

Und Großmütterlein drückte mit zitternden Händen dem Mädchen
Seine Rechte, die es ihr bot zum leichteren Aufstehn,
Tief erkennend sein zartes Gefühl, und hob sich vom Stuhle.

Und mit langsamen Schritten durchwandelten sie nun die Matte
Mit dem üppigen Gras, den Acker mit nickenden Halmen,
Und der muntere Knabe umhüpfte die Beiden und brachte
Bald einen Apfel herbei, den er am Boden gefunden,
Das Großmütterchen bittend, sich mit der Speise zu laben,
Oder er holte zum Riechen ihr freundlich die Blüthe der Bohne;
Oder er sprach zu ihr: „Ach, hör', wie die Grasmücke zwitschert!
„Sieh doch, sieh doch am Teich, wie lustig die Mücken dort tanzen!"

Aber Mütterchen wischte aus ihrem Aug' eine Thräne:
„Guter Knabe," sprach sie, „dein Wille ist freundlich, doch zeigt er
„Mir, in ernster Gestalt, was ich geworden: ein armes
„Hülfebedürftiges Weib, sich selbst und anderen lästig!
„Deine Freuden, die einst auch meine waren, ergötzen
„Meine Sinne nicht mehr; ich kann die Frucht nicht genießen.
„Deine würzigen Blumen, sie duften mir nimmer! Der Grasmück'
„Lieblich tönendem Lied sind meine Ohren verschlossen,
„Ach! und so manches, das einst mein Aug' erfreute, das bleibt nun
„Diesem Sinne entrückt! — Bald werd' ich in Allem ein Fremdling,
„Der nach der Heimath sich sehnt, weil hier sein Wirken vorbei ist!"

Aber herzlich umfieng die Klagende jetzo das Mädchen.
„Rede vom Sterben mir nicht," sprach sie, „du betrübst mir die Seele,
„Rede von nutzlosem Leben mir nicht, noch wirkst du so Vieles!
„Sieh den gebrechlichen Baum: auch ihn hat das Alter gebogen;
„Aber Dankbarkeit verleiht ihm die nöthigen Stützen,
„Denn er hat uns so lange mit seinem Segen bereichert,
„Und noch jetzo erfreuet er uns mit den edelsten Früchten.

„Gleicheſt dem Baume du nicht, lieb Mütterchen? Denke, wie Vieles
„Danken die Aelteren dir, wie Vieles der Aelteren Kinder!
„Dich auch hat nun das Alter gekrümmt; doch ſtellet ſich jedes
„Gern als Stütze dir hin und ſucht dich vor Schaden zu ſchützen,
„Und du lohnſt, wie der Baum, uns mit den edelſten Früchten
„Der Erfahrung und gibſt ſie ſo gerne, da Liebe nicht altert."

Heiter lächelte wieder die alte Mutter und ſagte:
„Habe Dank, meine Tochter, du machſt mir leichter und wohler;
„Wirken die Hände nicht mehr, ſo wirkt doch ein liebendes Herz noch.
„Treu ertheil' ich euch Lehren und Räthe, und ſegne der Herr ſie!"

Ruhiger kehrte ſie dann zur Heimath wieder; es hatte
Sie die freundliche Rede der guten Tochter getröſtet.

Des Sängers Lohn.

An Maria E. V.

Was bringet dem Sänger den süßesten Lohn?
Ist's Beifall der Menge? ist's Lorbeerenkron'?
Wohl freut uns der Beifall, wohl ehrt uns der Kranz,
Doch lockt mich zum Singen nicht Lob und nicht Glanz.

Ich singe wie's Finklein, wenn Frühling erwacht,
Mich freut dann die überall lachende Pracht;
Mich freut dann, wenn Alles der Wonne genießt,
Gleich schwellenden Knospen das Herz sich erschließt.

Ich singe, wenn Kindlein in fröhlichen Reihn
Die Matten durchtanzen, des Lebens sich freun,
Die Herzen so rein, wie die Blumen im Mai,
Vom Staub noch verschonet, vom Wurme noch frei.

Ich singe, wenn Mütter mit heiligem Herz
Der Kindlein warten in Freude und Schmerz;
Ich singe, wenn Leidende über sich schaun,
Mit frommem Gemüthe dem Herren vertraun.

Wenn lästig die Schwüle des Lebens mich drückt,
Der Wurm mir die Röslein der Freude zerknickt,
Dann übt oft mein Singen des Sterneleins Macht,
Das tröstend das Wettergewölke durchlacht.

Und tönt in der Laube der Freundschaft Gesang,
Dann horch ich so gern dem belebenden Klang,
Den harmlose Freude den Saiten entschwingt,
Und prüfe, ob mir auch die Leier erklingt.

Und horcht eine freundliche Seele, wie Du,
Den kunstlosen Weisen mit Theilnahme zu,
Und klingt ihr im Herzen der nämliche Ton,
Wo fände mein Lied einen süßeren Lohn?

Erinnerung an den 29. März 1825.

An Albertine M.

Heilig bewahret mein Herz die schönsten Momente des Lebens,
Ach, sie gleichen dem Stern, der aus dem Dunkel uns strahlt!
Decken Nebel das Thal, umwehen uns schaurige Lüfte,
Trägt solch ein sonniges Bild Licht in das Dunkel hinein;
Milder wird die Luft, und heller das graue Gewölke,
Lebensfreude und Muth kehren dann freundlich zurück.

Heut auch hat das Geschick mit solch einem Bild mich bereichert,
Dankbar nehm' ich es auf, heilig bewahrt es mein Herz.
Niemals werd' ich den Gang zum stillen Kloster vergessen,
Nie die liebliche Fahrt über den einsamen See:
Freundliche Worte verkürzten den Weg, und fromme Legenden,
Oder Erinnerung dann, fernen Geliebten geweiht,
Und die innigsten Wünsche, daß ihnen die Tage der Zukunft
Froh erscheinen und klar, wie uns der Abend erschien.
Oder Plane des Lebens, wie wir sie so gerne uns bilden,
Wenn uns der Trennung Gebot liebenden Freunden entreißt.
Niemals werd' ich die Pracht des Frühlingsabends vergessen,
Als die Sonne versank in dem gelblichten Glanz,
Rein und wolkenlos, und über die waldigen Höhen
Stolz, mit zackigtem Haupt, sich der Pilatus erhob,
Purpurfarbig umflort die mächtig zerklüfteten Wände,
Lang noch glühend, als schon Dämmerung sank auf das Thal;
Und der stille See mit seinem klaren Gewässer,
Von dem düsteren Grün hoher Tannen umsäumt.

Und, um das schöne Gebild mit doppeltem Zauber zu schmücken,
Saß in dem gleitenden Kahn, still genießend die Pracht,
Eines der holdesten Wesen, die freundlich das Dasein verschönern,
Reich mit Reizen begabt, reich an erworbenem Reiz,
Allgeliebt und verehrt, und Liebe und Achtung verdienend,
Jetzt in dem zarten Gemüth reger und ernster bewegt:
Denn es nahet der Tag, an dem das Blumengewinde,
Das mit dem heimischen Haus sie umschlungen, sich löst;
Hoher Bestimmung zu folgen, bereit, ihre Laren zu lassen —
Ach, und sie fühlte so tief, was mit ihr alles entweicht!

Tief bewegte auch mich der Wechsel der kommenden Tage,
Bringend Verlust und Gewinn, Hoffnung, und Sorg' und Vertraun.
Und es erhob sich mein Blick zum reinen Gewölbe des Himmels,
Und was die Seele empfand, wurde zum stillen Gebet:
„Schenke dem schönen Gemüth, o Herr, den inneren Frieden,
„Gleichend der herrlichen Ruh, welche das Land jetzt beglückt!"

Der Kaiser und die beiden Blinden.

Nach einer altdeutschen Erzählung.

Der Kaiser kehrte von Rom zurück,
Mit glänzender Krone und finsterem Blick.
Er hatte dort vieles gesehn und gehört,
Was immer ein deutsches Herz empört:
Wohl fehlte es nicht an Pomp und Pracht;
Sang und Klang, bei Tag und bei Nacht,
Geistliche Feste und weltliche Spiele,
Und Lorbeerkronen und goldene Stühle,
Gebogene Kniee und Händekuß,
Und hinten und vorn ein . . . issimus.
Aber bei all den gekrümmten Rücken
Spukte Falschheit in Herzen und Blicken,
Und trof der Honig vom päbstlichen Mund,
So war's auch da nur glänzender Kleister,
Denn immer scholl es im Hintergrund:
Du bist der Kaiser, — und ich der Meister!

Drum eilte er der Heimath zu,
Ließ seinem Gefolge wenig Ruh;
Es hörten seine Knappen und Reiter
Immer und ewig nur: weiter! weiter!
Bei jedem Stadtthor war's ihm bang,
Die Redner machten's auch gar zu lang;
Bei Oper, Ball, Concert und Schmaus
Seufzt' er, eh's anging: wär's nur schon aus!

Doch endlich kam er ins Tyrol,
Da ward's ums Herz ihm wieder wohl.

Und zu Inspruck, der alten Stadt,
Der Kaiser in goldenen Erker trat,
Und Alte und Junge zusammen liefen
Und ihm ein lärmendes Vivat! riefen,
Mützen und Hüte gen Himmel schickten,
Und jauchzten, wenn ihnen die Herren nickten.
Und als die Nacht nun still und kühl
Erschien, und die Menge, von Rufen heiser,
Zerfloß, rief er, voll Hochgefühl:
Triumph! hier bin ich endlich Kaiser!

Zwei blinde Bettler waren geblieben,
Die saßen an des Burghofs Thor,
Der Eine hatte schon längst zuvor
Sein leichtes Handwerk hier getrieben,
Der Andre hatte seinen Sitz
Vorüber bei Sankt Veits Kapelle,
Studierte dort, wie man mit Witz
Und Schmeichelei die Herzen prelle.
Der hatte zeitlich schon vernommen,
Der Kaiser werde heute kommen,
Dachte, da gibt es guten Kauf,
Und pflanzte sich, zum großen Aerger
Des Alten, auch am Burgthor auf.

Als nun das Vivatrufen verscholl,
Ertönte von des Thores Stufen
Immer lauter der Blinden Rufen.

Der Neuling, froher Hoffnung voll,
Es führe das Schmeicheln auch hier zum Ziel,
Rief mit entsetzlichem Gebrüll:
Ach Gott! wie ist dem wohlgeholfen,
Dem unser Kaiser helfen will!

Der Alte, den sein Thun verdroß,
Schrie — freilich ganz politiklos —
Noch lauter, schwieg der Andre still:
Ach Gott, wie ist dem wohlgeholfen,
Dem unser Herr-Gott helfen will!

Der Kaiser war eben in Gloria
Ob Allem was er vernahm und sah,
Däuchte sich voller zwei Spannen größer,
Als neulich in Rom, unter päbstlichem Messer:
Drum sprach ihn der Ruf von dem grollenden Mann
Eben nicht sonderlich freundlich an.
Er dachte: Gottes Gewalt in Ehren —
Bleibt doch ein Kaiser wohl immer ein Mann,
Der einem Armen helfen kann; —
Das muß ich diesen Zweifler lehren!

Er schickte einen Pagen ans Thor,
Die beiden Blinden ihm zuzuführen,
Und ließ sich, huldreichst, referiren,
Wie jeder sein Gesicht verlor;
Beschenkte dann beide gütig und bot
Nun jedem noch, beim Kongediren,
Von seiner Tafel ein Waizenbrot.

Die Gabe aber war nicht gleich:
Er hatte, da er, die Blinden zu holen,
Den Pagen an das Thor geschickt,
Das eine der Brote, hübsch verstohlen,
Freigebig mit Dukaten gespickt.
Das wurde, wie billig, dem Schmeichler verehrt,
Der Alte erhielt sein's unbeschwert.
Sie dankten; der Kaiser entließ dann beide,
Wie's schien — mit etwas Schadenfreude.

Und als er drauf am kommenden Tag,
Eben erwachend im Bett noch lag —
Er hatte tüchtig im Traume gereichsnet —
Da scholl ihm aus dem Vorhof schon
Ins Ohr ein wohlbekannter Ton.
Er horcht — noch war es ringsum still —
Und hört: Wie ist dem wohlgeholfen,
Dem unser Kaiser helfen will!

Nun — rief er — das geht doch zu weit!
Der Kerl ist von aller Sorge befreit,
Und wimmert schon wieder wie gestern so kläglich,
Die Habsucht ist doch unerträglich!
Dann ließ er sich bringen den gierigen Mann,
Und fuhr ihn, eben nicht gnädigst, an:
Du hast von mir ein Brot erhalten,
Sag an, was fiengst du damit an?

Der Blinde warf sich erschrocken aufs Knie,
Als er das zürnende Wort vernommen,
Beichtete unverhohlen, wie
Er um die erhaltene Gabe gekommen:

Erlauchter Herrscher! begann er, sieh!
Wir giengen gestern Abends beide
Nach Haus, erfüllt von Dank und Freude
Ob deiner Huld und Gnad: — Verzeih!
Da trieb die Neugier mich, den Alten
Zu fragen: was hast du erhalten?

Zwei Münzen, sprach er, und ein Brot!
Und da ich's zu fühlen verlangte, bot
Er beides mir: es war das Gleiche
Was ich erhielt; doch, da ich fand,
Die Brote wägend in meiner Hand,
Das meine sei bedeutend schwerer,
Wechselt' ich schnell die Gabe um,
Und gab ihm listig mein Eigenthum,
Denn längst schon wissen's alle Esser,
Das leichtre Brot sei immer besser.

Geprellt hab' ich nun wohl den Alten,
Doch ist der Grobe nicht prellenswerth?
So hat er das rauhe Brot erhalten,
Und dankbar hab' ich das feine verzehrt.
Der Kaiser entließ den Blinden wieder,
Sah dann beschämt zur Erde nieder,
Schwieg eine lange Weile still;
Rief dann mit innigem Gefühl:
Ja wohl! nur dem ist wohlgeholfen,
Dem unser Herr-Gott helfen will!

Der Frühlingsbote.

Gemälde a la Breughel.

Von allen zwölf Monaten in dem Jahr
Geb' ich das Kränzlein dem Februar,
Und nicht, weil da, von Lust umringt,
Die tolle Fastnacht im Reihen springt,
Und alles lärmt und tanzt und wühlt,
Und hübsch im Stillen sein Müthlein kühlt,
Durch Butzentracht und Mummerei,
Vor Tadel, Spott und Strafe frei.
Nein! Darum hab' ich den Hornung lieb,
Und ihm das Ehrenkränzlein gieb',
Weil da des Winters Rinde springt,
Wenn Petri Stuhlfei'r den Storch uns bringt.

Wie oft seufz' ich nach dieser Zeit,
Wenn's draußen stürmt und eist und schneit,
Der Reif die Fenster überzieht,
Daß man nicht mehr auf die Straße sieht,
Kein Freudenton ins Zimmer dringt,
Kein Lied erschallt, kein Vöglein singt,
Und nur der häßliche Rabe krächzt,
Der Boden knistert, das Wagenrad ächzt,

Der Wandrer ſchnaubt und huſtet und ſchneuzt,
Der Froſt ihm Naſen und Ohren durchbeizt,
Die Füße erlahmt, die Finger krümmt,
Und alle Lebensluſt benimmt.

Im Zimmer wohnt der Kummer auch,
Bei Lampenqualm und Ofenrauch,
Bei Marktgewäſch und Radgeſchnurr,
Bei Katzgemau und Hundsgeknurr,
Bei ew'ger Nacht und Einerlei,
Und Bubenlärm und Kindsgeſchrei,
Beim Quälen der Rheumatika,
Et cetera — et cetera! — —

Da rett' ich aus dieſem Jammerpfuhl
Mich gern in meinen Sorgenſtuhl
Und male mir da den feſtlichen Tag,
Der all das Unheil enden mag.

Was ſchallt durch alle Straßen? — horch! —
„Der Storch! der Storch! der Storch! der Storch!"
Und ſtattlich tritt auf den Altan
Der Stadttrompeter und fängt da an
Zu blaſen aus wahrer Herzensluſt,
Daß faſt zerſpringen Lung' und Bruſt.
Nicht müßig bleibt ſein treues Weib;
Wenn ſchon betagt und ſchwer von Leib,
So eilt ſie doch im ſchnellſten Sprung,
Zu holen den köſtlichen Ehrentrunk,

Den der Stadtkellner, seit alter Zeit,
Ihr für die frohe Botschaft beut[1].

Von dem Trompetenlärm geweckt,
Ein jeder den Kopf aus dem Fenster steckt,
Und fragt: was soll das Tratata?
Da heißt es dann: Der Storch ist da!
Und wie der Sonne freundliches Licht
Mit eins durch schwarzes Gewölke bricht,
Blitzt in die Herzen überall
Der Freude allbelebender Strahl.

Kaum hören den Lärm die Schülerbuben,
Stürzen sie aus den Marterstuben,
Lassen den Lehrer rufen und schrein,
Sind schon auf der Gass', und er steht allein.
Da tritt er mit gebeugtem Sinn
Ans Fenster, sieht auch nach dem Vogel hin,
Dankt Gott, daß die nahende Osterzeit
Ihn bald von dieser Brut befreit[2].

Und in des trägen Küsters Haus
Guckt freudig sein Weib zum Fenster hinaus.

---

1 Noch im verflossnen Jahrhundert wurde in mehrern Städtchen Deutschlands die Ankunft des ersten Storchs den Bewohnern feierlich angekündigt durch den Stadttrompeter, der dafür aus dem Stadtkeller einen Trunk bekam. 2 Ehemals dauerten die Schulen nur über Winter, und hörten mit Ostern auf.

Sie hat mit Schmerz auf den Storch geharrt,
Wenn sie frühmorgens halb erstarrt
Das Glöcklein zog, indeß, gesteckt
In warme Kissen, ihr Mann sich streckt.

Dort bringt ein Mägdlein hoch erfreut
Zum Lüften hervor ihr Sommerkleid;
Ist nächsten Sonntag das Wetter schön,
Wird man schon über den Graben gehn:
Was gilt's, der Jüngling ist wieder da,
Der immer und immer nach ihr nur sah?
Wer weiß, jetzt tritt er näher her,
Sie zählen ja beide ein Jährlein mehr.

Der Greis verläßt den Ofensitz,
Und freut sich der kommenden Sommerhitz',
Um die er sich halb krank gehärmt,
Und fühlt im Geist sich schon erwärmt.

Großmütterlein wankt auch herfür,
Ihr Enkelein führt sie vor die Thür,
Sie guckt, allein der Augen Licht
Ist schwach, sie sieht den Vogel nicht;
Doch weckt der lärmende Musikus
Der Rückerinnerung Vollgenuß
In ihrer Seele, mit Innigkeit
Erzählt sie, wie sie sich als Kind gefreut.

Was läuft so der Wirth in sein Kellerlein?
Er zapft im Voraus Bier und Wein.

Heut kriegt er alle Tische voll,
Weiß nicht, wo er schenken und wehren soll;
Denn immer tönt's da: Wirth, komm her!
Dem Storch zu Ehren ein Schöpplein mehr!
Heut wird kein Mann vom Weib gezankt,
Wenn er auch mäandrisch zum Lager wankt.

Der Bettelvogt hat, wie sich's gebührt,
Ein Hudelpack aus dem Thor geführt;
Auf einmal hält seinen amtlichen Lauf
Das Freudengelärm des Trompeters auf;
Und, während am Himmel haftet sein Blick,
Lauft pfiffig das Pack in die Stadt zurück.
Heut bringt das Betteln reichen Gewinn,
Denn wohnet die Freude in Herz und Sinn,
Gar willig die Hand ein Gäblein reicht:
Ach seht! selbst Harpax drückt erweicht
— Nachdem er es zehenmal falsch erfand —
Das Kreuzerlein in des Blinden Hand,
Singt nach der Trompete dann vor sich her:
Trara! keine Lichter, kein Heizen mehr!

Dort wohnt ein Maler unterm Dach,
Schwenkt auch dem Vogel sein Käppchen nach:
Gebannt ins dunkle Kämmerlein,
Ward ihm sein Pinsel bald zur Pein;
Jetzt glückt's ihm wieder im ersten Strich,
Was ängstlich und mühsam zusammen er strich;
Malt wieder frei und zart zugleich,
Sein Kopf wird an Ideen reich,

Wenn wieder in Gottes reiner Luft
Die Blumen ihm lachen, der Finke ihm ruft;
Laut schlägt sein Herz und frei und froh,
Er singt in dulci Jubilo.

Und mit ihm singt aus Mund und Herz,
Schickt Dankgebetlein himmelwärts,
So manches Weib, so mancher Mann,
Der wieder sein Brot verdienen kann.
Und, mein Herr Doktor X, auch du
Rufst fröhlich dem Storch ein Vivat! zu;
Es litt dein Ruhm gewaltig Noth,
Ging schier mit deiner Kunst kapot;
Jetzt bringt der Storch dir die Panacee
Für deinen Credit und der Kranken Weh.

Und überall, wohin man sieht,
Die Freude in jeglichem Auge glüht;
Heut läßt der Advokat die Kniff',
Der Müller seinen Meistergriff,
Der Bäcker gewichtige Brote backt,
Der Metzger den Speck vom Fleisch nicht hackt,
Der Wirth vergißt den Wasserquell,
Und Meister Ziegenbart die Hell.

Und der hochweise Magistrat
Sich auf dem Rathhaus versammelt hat,
Saß eben da mit finsterm Gesicht
Und hielt ein Malefizgericht.
Ward kürzlich ein neuer Galgen erbaut,
Den männiglich mit Vergnügen beschaut,

Doch manchem beim Vorübergehn
Der Wunsch entschlüpft, — ihn staffirt zu sehn.
Das wünscht voraus die Wacht der Stadt,
Die stets den Defekt vor Augen hat,
Mit Argusaugen drum vigilirt,
Ob nichts Verdächtiges durchpassirt.
Da schlottert ein wanderndes Schneiderlein
Vor kurzem beim Zwielicht zum Thor herein,
Das stracks der Wächter zum Schultheiß schleppt,
Weil es beim Werda? zusammengebebt.
Das wird sogleich in den Thurm geführt
Und vom Profosen visitirt;
Der findet, daß auf dem Schulterblatt
Er eine verdächtige Narbe hat.
Der glückliche Fund wird rapportirt
Und kommissionaliter examinirt.
Allein das Zeichen, das da steht,
Gleicht keinem Buchstab, von A bis Z.
Nach langem Berathen, bis tief in die Nacht,
Der Schreiber ein Facsimile macht,
Das wird dem gelehrten Pastor Helt
Zur Untersuchung zugestellt.
Und er — beflissen, dem Vaterland
Zu dienen — schreibt einen dicken Band,
Wie — wo — durch wen — die Schrift entstand,
Und was für Züge in jedem Land
Gebräuchlich waren und sind; — da wand,
Eh' er die Arbeit vermochte zu enden,
Der Eifer der Richter sie ihm aus den Händen,
Als er gerade die Feder ergriffen,
Um jetzt zu erklären die Hieroglyphen.

Und kaum so viel Zeit er noch übrig hat,
Am End vom zwölfhundert und zwölften Blatt,
Auch über das quäſtionirliche Zeichen
Sein kurzes Parere einzureichen,
Dahin verweiſend, daß das Signet
Mit ſyriſcher Schrift in — Verwandtſchaft ſteht,
Und, daß ſein Urtheil begründet ſei,
Legt er den Thesaurum linguarum bei.

Die Richter, mit dieſen Bogen verſehn,
Zum Schneiderlein in den Kerker gehn:
Wo der die gewaltigen Maſſen erblickt,
Er bis in das Fundament erſchrickt;
Es malt ihm die Angſt ſie als Folterſtein,
Zu martern ſein armes Körperlein.
Als nun der Richter ihm näher winkt,
Er bleich und erſterbend zuſammen ſinkt,
Und als er ein Wörtchen vom Stehlen hört,
Ihm billig ein winſelndes Ach! entfährt.
Es protokollirt nun die Kanzlei,
Daß er convict- und confeſſus ſei.
Und ſchnell durchläuft die ganze Stadt
Die Sage von mancher gräßlichen That,
Die dieſer Verbrecher bei Tag und Nacht
Grauſam in allen Welttheilen vollbracht,
Und wie der Henker im Heidenland
Ihm hundert Mönd' auf den Rücken gebrannt.

Und in der hohen Seſſion
Stimmt jetzt zum Tod der Letzte ſchon —

Und — horch! — es schmettert Trompetenton —
Die Richter laufen auf den Balkon;
Hören, wie Alles jubelt und ruft,
Sehen den Vogel in blauer Luft,
Fühlen des Frühlings freundlichen Kuß,
Kosten der Jugend reinen Genuß,
Die sie in rosigen Bildern umschwärmt
Und Herz und Leib und Seele erwärmt.
Als man die Berathung zur Hand wieder nimmt,
Sind alle Herzen umgestimmt,
Das harte Urtheil: strangulirt!
Das hat der gute Storch kassirt.
Der Delinquent wird vorgeführt,
Und freundlich von neuem examinirt,
Und als der Magistrat vernommen,
Er sei noch nie aus Schwaben gekommen,
Und wie er die leidige Narbe erhielt,
Als einst er mit einem Zicklein spielt';
Da ward nicht weiter inquirirt,
Und er unanimiter absolvirt.

Vorüber wohnt der Pastor Helt,
Der hat sich geärgert und gequält,
Daß man ihm sein Opus so schnöde entriß,
Sein herrliches Licht nicht leuchten ließ.
Und dieser Mangel an Respekt
Hat seinen Zorn, wie billig, geweckt;
Drum er so finster am Pult dort sitzt,
Mit scharfem Messer die Feder spitzt,
Und alle Psalmen, wo David flucht,
Den ganzen Jeremias durchsucht,

Mit bitterm Herz und gierigem Auge,
Zu finden den Text zur tüchtigen Lauge.
Da bricht der Lärm, das laute Juchhein,
Mit Macht in sein finstres Museum hinein,
Und hinter dem Folianten hervor
Schlüpft munter und gaukelnd ein fröhliches Chor
Von jugendlichen Phantasmen und singt,
Ihn immer enger und enger umringt,
Tanzt jetzt über Psalmbuch und Prophezei, —
Und seine Stirne wird runzelfrei:
Er legt die Ruthe des Zorns beiseit,
Und wählt das Lob der Einigkeit
Zum Text, wie man im Psalter liest,
Und alle Rachlust rein vergißt.

Ach Gott! wo nähm' ich Papier genug,
Zu malen, was alles mit deinem Flug,
Du lieber Vogel, uns Gutes kommt
Und unserm Geist und Körper frommt.
Wann uns die Zeit dich wieder bringt,
Des harten Winters Panzer springt,
Dann dringen lustig aus Schnee und Eis
Der Hoffnung Blümlein roth und weiß;
Und wer sich die zum Kränzlein pflückt,
Der ist durchs ganze Jahr geschmückt:
Das schönste von allen weit und breit
Bleibt aber das Blümlein Zufriedenheit;
Und wißt ihr, wer uns dieses beut?
Ein holdes Mägdlein: Genügsamkeit.
Auf! laufet alle hinaus vors Thor,
Dort schmausen Herz und Sinn und Ohr;

Dort sucht des holden Mägdleins Spur;
Sie wandelt so gerne in freier Natur!
Hinaus! hinaus! im schnellsten Sprung,
Und daß ihr sie findet, Alt und Jung,
Und Reich und Arm, sei wer es sei,
Der Kirchendiener wie der Lai,
Der Schultheiß wie der Amtsprosoß,
Der Kaufherr wie der Pfründgenoß,
Die Freifrau wie die Höckerin,
Die Stallmagd wie die Bäckerin,
Die Pfarrfrau wie die Kusteri,
Wünscht allen

Hans Martin Usteri.

Das Frauen-Brünnelein bei Zürich.

(Um das Jahr 1518.)

Wohl vor dem Lindenthore
Sanft murmelnd ein Brünnelein quillt,
An schattenreicher Stelle,
Das kühl und spiegelhelle
Den Durst der Trinkenden stillt.

Und in der Brunnensäule,
Aus eichenem Stamme geschnitzt,
Ihr Kindlein an sich drückend
Und huldreich niederblickend,
Maria, die Königin, sitzt.

Zu ihren Füßen hängen,
Verkündend der Heiligen Lob,
Die Zeichen von Beschwerden
Und Menschennoth auf Erden,
Die sie durch das Brünnelein hob.

Drum wallen, fromm und gläubig,
Die Kranken zum Brünnelein hin:
Ich habe viel gesehen
Ermattet zu ihm gehen
Und freudig von ihm wieder ziehn.

Ich hab' auch sie gesehen,
Erschöpft von verzehrendem Harm,
Die arme Mutter! — Täglich
Stand sie so herzbeweglich
Am Brunnen, ihr Knäblein im Arm.

Sie brachte schöne Kränze
Und hing an die Säule sie hin,
That zart ihr Kind enthüllen,
Die goldene Schale füllen
Und betend beim Brünnelein knien.

Und süße Trostesworte
Sprach sie bei dem herbesten Schmerz:
„Laß, Kind, den Trank dir munden,
„Bald, bald wirst du gesunden — — — —
„Bald stirbst du!" — — So jammert ihr Herz.

Sie wirft, wankt sie von dannen,
Marien den Schmerzenblick zu:
„Ach! aller-, allerwegen
„Fließt ja dein Trost entgegen,
„Und mir allein fließt er nicht zu!"

Und schwächer wird der Knabe,
Sich kaum noch des Lebens bewußt:
Schwer öffnen sich die Lippen,
Des Brünnleins Naß zu nippen,
Das Köpflein sinkt nieder zur Brust.

Als trostlos so die Mutter
Noch einmal zum Brünnelein geht,
Ein Weiblein, jung und heiter,
Ihr Knäblein als Begleiter,
Gar freudig am Brunnentrog steht.

Wie sie die Mutter siehet,
Vor Kummer so matt und so blaß,
Und auf ihr Knäblein blicket,
Schon halb der Welt entrücket,
So werden die Augen ihr naß.

„Ach, Mutter, arme Mutter,
„Wie leidet dein blutendes Herz!
„O, möcht' es mir gelingen,
„Dir Hoffnungstrost zu bringen!
„Ich kannte den nämlichen Schmerz.

„Sieh diesen muntern Knaben,
„Er war ein gebrochenes Rohr!
„So nah' dem Grab als deiner:
„Jetzt blüht wohl schwerlich einer
„So keck und so freudig empor!

„Seh' ich dein mattes Pflänzchen,
„So wird mir, als säh' ich noch ihn;
„Mein Herz wird neu gebrochen — —
„O Gott! wie viele Wochen
„Trug ich ihn zum Brünnelein hin!

„Vertrauen, nur Vertrauen
„Hielt mich von Verzweiflung zurück:
„Mag auch mein Knäblein ſerben,
„Rief ich, es wird nicht ſterben,
„Verlangt's nicht ſein höheres Glück!

„O, faſſ' auch du Vertrauen
„Und hoffe! Die Gnädige ſchickt
„Ein Engelein hernieder,
„Das dieſes Pflänzlein wieder
„Mit Thau von dem Himmel erquickt!"

Und demuthsvoll die Mutter
Hinauf zu dem Gnadenbild blickt:
„Gieb, daß ich's nicht entgelte,
„Wenn mir Vertrauen fehlte,
„Der Schmerz hat es feindlich erſtickt!

„Nimm, Königin, mein Theurſtes,
„Zu dir ſei ſein Leben geſtellt!
„Doch hör', ach hör' mein Flehen,
„Muß ich ihn ſterben ſehen,
„So nimm dann auch mich von der Welt!"

Sie reicht die goldne Schale
Dem Knäblein so matt und so krank:
Und siehe! es bewegen
Die Lippen sich entgegen
Und schlürfen begierig den Trank.

Und in das Herz der Mutter
Die Wonne der Seligkeit floß.
Vergessen sind die Leiden,
Die Thränen höchster Freuden
Benetzen der Betenden Schooß.

Was sie als todt beweinte,
Wird wieder dem Leben geschenkt;
Das Englein kam hernieder,
Das Pflänzlein grünet wieder,
Von Thau aus dem Himmel getränkt.

Wohl hab' ich sie gesehen
Die Mutter, den Knaben im Arm,
Zum Brünnlein freudig treten,
Dort knieend danken und beten
Mit Muttergefühlen so warm!

Dann hob sie fromm den Knaben
Zum Bild der Maria hinauf;
Daß auch sein Dank erglänze,
Hing er die Blumenkränze
Zur Seite der Königin auf.

Und auf Mariens Altare
Die goldene Schale man schaut;
Auf ihrem reichen Borte
Liest man die goldneren Worte:
„Wohl dem, der dem Himmel vertraut!“

Die arme Mutter[1].

Grasend ein Weibchen im Wiesenthal stand,
Sammelte Futter mit emsiger Hand;
Lüftlein umspielten sie schmeichelnd und lau,
Wolkenlos glänzte das himmlische Blau;
Vögelein zwitscherten rings um sie her, —
Ach, und ihr war's so beklommen und schwer!

Aengstiglich auf zu dem Himmel sie blickt:
Warum ist heute mein Herz so gedrückt?
Segenreich prangt die Natur um mich her;
Trauben die Fülle, die Aehren so schwer;
Früchtevoll beugt sich am Baume der Ast, —
Und meine Seele hat Kummer umfaßt!

Ach, und wer sollte so dankbar sich freun!?
Was ich als Mädchen mir wünschte, — ist mein:
Fröhliche Heimath, ein liebender Mann,
Wohlstand, den Sorgfalt und Fleiß mir gewann,

1 Das Trauerereigniß hat sich wirklich zugetragen und fand bei der hintern Weineck statt, einem Bauernhause nächst dem Burghölzli, eine halbe Stunde von Zürich seeaufwärts gelegen.

O, und ein Knäblein, so herzig und hold,
Bäcklein wie Rosen, und Locken wie Gold!

Er nur verscheucht, was so traurig mich macht,
Wenn mir sein freundliches Augenpaar lacht,
Wenn er lautjauchzend entgegen mir springt
Und um den Nacken die Aermchen mir schlingt,
Mütterlein! Mütterlein! Mütterlein! schreit
Und mir zum Küssen das Mündelein beut.

Freudig und ängstig ihr Herz sich bewegt,
Hastig das Futter zusammen sie trägt,
Pflückt noch im Gehen am schattigen Bort
Erdbeerensträußchen und eilet dann fort,
Sieht schon ihr Knäblein, wie freudig es nickt,
Wenn es die würzigen Beeren erblickt.

Und sie steht da, wo der Knabe gespielt,
Findet sein Kärrlein mit Futter gefüllt,
Freundlich sein Pferdchen mit Speise verpflegt,
Blümlein als Kram auf dem Bänklein verlegt,
Ketten aus Stielen, wie Mutter sie flicht; —
Aber ihr Knäblein — das findet sie nicht.

Und sie hebt hoch ihre Beeren empor:
Büblein, mein Büblein! komm hurtig hervor!
Ruft sie; komm, sieh, was dir Mütterlein bringt!
Aber kein Knabe entgegen ihr springt, —
Ringsum ist's öde und still wie die Gruft:
Büblein, mein Büblein! das Echo nur ruft.

Hastig durcheilet sie Garten und Haus,
Blicket bald oben, bald unten hinaus;
Aengstiger immer ihr Rufen erschallt,
Und es durchrieselt wie Eis sie so kalt:
Ach, arme Mutter, es tröste dich Gott!
Dort liegt dein Knäblein im Brunnentrog — todt!

Der armen Frow Zwinglin Klag.

Ao. 1531.

1.

O Herre Gott, wie heftig schluog
Mich dynes Zornes Ruthen!
Du armes Hertz, ists nit genuog,
Kannst du noch nit verbluoten?
Ich ring die Händ: käm doch myn End!
Wer mag myn Elend fassen?
Wer mißt die Not? Myn Gott, myn Gott,
Hast du mich gar verlassen?

2.

Ich fürcht die Nacht, ich fürcht den Tag,
Ich schüch mich vor den Lüten;
Ich hör nur Jammer, Angst vnd Klag,
Nur Bschuldigen vnd Stryten,
Man sicht mich an: dyn Mann hats than!
Les ich in vilen Ougen,
Es bocht der Hohn: das Alt muoß koh'n!
Bald offenbar, bald tougen[1].

1 heimlich.

3.

Was klagt ihr mir der Uewern Todt?
Hab ich nit gnuog ze tragen?
Ach, üwer Not ist ouch myn Not,
Vnd meeret myne Klagen!
Wer suocht das Korn am Schleyendorn?
Bym steinin Bild Erbarmen?
Was suocht denn Ihr Trost, Hilf by mir?
Ich bin die ärmst der Armen!

4.

Vnd kumbt die lange Abendzyt,
Wo Kopf vnd Oug ermatten,
Erschreckt mich in der Einsamkeit
Ein jecklich Ton vnd Schatten.
Ich süfftz: o Nacht, wärst du verbracht,
Möcht doch dyn Dunkel wychen!
Entschlafen koum, plagt mich der Troum
Mit ytel Bluot vnd Lychen.

5.

Ich renn in Stryt, ich suoch, vnd kann
Durch Spiess vnd Schwerter dringen,
Find Mann, Sün, Bruoder, Schwestermann
In Bluot vnd Tode ringen.
Man zeigt mir ouch den schwarzen Rouch
Sich hoch zum Himmel schwingen.
Ich seh die Rott mit Hohn vnd Spott
Ihr Grewelthat vollbringen.

6.

Es gellet ouch das Jammergschrey
Mir nätticklich in Oren:
Uf, Waffen, Waffen, Alls herby!
Ach Gott, wir hand verloren!
Uf Wyb vnd Mann! louf, louf wer kann!
Der Fynd ist vor den Thoren.
So helf vns Gott, Alls Alls ist todt!
Louft, louft zu Mur vnd Thoren!

7.

Ich rannt hinus, fragt wen ich sach;
Vnd fürchtet doch die Märe.
Ich Thörin, ach ich wußt es ja,
Daß er nit widerkehre!
Des Sternes Ruth, die Luft in Bluot
So grusamcklich entzündet,
Die Klag der Ewl, das Nachtgehewl,
Hatts sattsam schon verkündet.

8.

Er wußt es ouch, doch wollt er mich —
Ich wollt ihn nit erweichen.
Doch da syn Roß so rücklings wich,
Thät er wie wir erbleichen.
Die Kind vnd mich, wie brünstiglich
Hat er vns noch umbfangen!
Sah stets zurück, syn letzter Blick
Ist mir durchs Hertz gegangen.

9.

So schwinget sich, wie ein Gekett,
Um mich nur Angst vnd Jammer.
Entflüch ich dann der Lagerstett,
Ze süfzen in der Kammer,
So schlycht mir, ach, das Regli nach,
Vnd weint: kannst du nit schlafen?
Zwingt mich ze Bett. — So bluoten stett
Die Wunden, die mich trafen.

10.

Hör ich das erste Hahnengschrey,
So pryst ich mynen Herren:
Gottlob die Nacht ist bald vorby,
Der Tag will widerkehren!
Er zeigt mir doch die Kindlin noch,
Sy mindern doch die Läre.
Wie oft voll Forcht hab ich gehorcht,
Ob ich s' noch athmen höre!

11.

Ein Engelskuß hat s' ufgeweckt,
Drum sy so fründlich lachen.
Ein jegklichs dann syn Köpflin streckt,
Vnd spächt, ob ich erwachen.
Dann henken s' sich mit Bitt an mich:
Ach, hör doch uf ze schreyen! —
O Mutterhertz, du armes Hertz,
Kann dich noch was erfrewen?

12.

Du bindeſt mich ans Leben noch,
Du trybſt den Tod zerücke,
Du lüpfſt des Kumbers yſin Joch,
Daß es mich nit erdrücke!
Du ruofſt: fortan luog d' Waislin an!
Was ſoll us jnen werden?
Sy ſind ein Pfand us Huldrychs Hand,
Vnd hand nur dich uf Erden!

13.

Ja, dieſen Schatz, mir anvertruwt,
Ich will jn trüw verwalten!
Den Tempel, den er ufgebuwt,
Den ſollend ſy erhalten.
Uf ſyner Bahn führ ich ſy an,
Daß er durch ſy ſich neuwe,
Vnd Hulderych im Himmelrych
Sich ihr vnd myner freuwe.

14.

Komm du, o Buoch! du warſt ſyn Hort,
Syn Troſt in allem Uebel.
Ward er verfolgt mit That vnd Wort,
So griff er nach der Bibel,
Fand Hilf by ihr. — Herr, zeig ouch mir
Die Hilf in Jeſu Namen!
Gib Muoth vnd Stärk zum ſchweren Werck
Dem ſchwachen Wybe! Amen.

Gsatz 5. In der Schlacht ze Cappel kam Meister Huldrych Zwingli ihr Mann, ihr Sun Juncker Gerold Meyer, ihr Tochtermann Anton Wirtz, ihr Schwestermann Hans Lütschy, vnd ihr Bruoder Bernhard Reinhart umb, vnd ward der ander Tochtermann Balthasar Keller uf den Todt verwundt. Die Feynd ließend den Cörpel M. Huldrychs durch den Henker verbrennen.

Gsatz 6. Der erst Bricht von dem Unglück kam gan Zürich als es Nacht worden was, vnd folgt die ganz Nacht durch, durch wunde Lüt, ein Jammer vf den andern.

Gsatz 7. Der erschrockenlich Comet zeigt sich im Dugsten, und giengend ihm viel böser Zeichen vor vnd nach, vnd sagt Zwingli selber, er bedüt sin vnd vieler Ehrenlüten Tod.

Gsatz 8. Als M. Huldrych mit der Panner nach Cappel ziehen vnd uf das Roß sitzen wollt, wollt dasselb nit vorwertz, sunder allzyt hinter sich vnd hielt das mengklich für ein bös Zeichen.

Gsatz 9. Regula Zwingli war ihr elteſt Töchterlein.

Wiedersehn.

Wiedersehn!
Wenn des Jahres Wonne scheidet,
Und des Winters Winde wehn,
Blümlein sterben, Blätter fallen,
Tröstet in durchstürmten Hallen
Uns des Frühlings Wiedersehn.

Wiedersehn!
Zieht der Sohn vom Vaterhause,
Fremdes Land und Thun zu sehn,
Folgt die Freude seinem Schritte,
Und in die verwaiste Hütte
Kehrt sie nur beim Wiedersehn!

Wiedersehn!
Du, der Liebenden Entzücken,
Süßer Ton aus Himmelshöhn!
Müh' und Sorge, Noth und Zagen,
Fürchten, leiden, dulden, tragen,
Alles lohnt das Wiedersehn.

Wiedersehn!
Wenn in heimathlicher Stube
Leer der Kinder Plätze stehn,
Lauscht die Mutter treu bekümmert
Jedem Ton, und heiter schimmert
Nur ihr Aug' beim Wiedersehn.

Wiedersehn!
Ob den ernsten Grabeshügeln,
Wo des Todes Schauer wehn,
Sichert uns das Sterngefunkel,
Durch der Trauerweiden Dunkel,
Tröstend frohes Wiedersehn!

Gelegenheits-Gedichte.

Lied

beim Abschiedsmahl im Thale, nach einer Rigifahrt.

Ein Kranz, den uns Erinnrung flicht,
Erheitert Herz und Sinn;
Und doppelt lieblich glänzt sein Licht,
Sind Alpenrosen drinn.
Der Alpenrosen schönes Land
Erwärmt der Freundschaft Strahl,
Und was sich auf den Höhen fand,
Sucht gern sich auch im Thal.

Und, traun! das Thal ist hier so schön;
Und wer vergleichend prüft,
Der findet, daß die luft'gen Höhn
Die Ebne übertrifft,
Wenn er den Wein, der hier uns glänzt,
Zu Zeno's[1] Brühe hält,

---

1 Name eines Rigiwirthes, Marianne seine Schwester.

Die Hebe, die uns hier kredenzt,
Zu Mariannen stellt.

Hier schreckt kein gieriges Gesicht,
Hier dampft kein Fastenbrei,
Hier achtelt man das Hühnlein nicht,
Man macht aus einem zwei.
Kein Wirth uns hier den Magen mißt
Und schlau die Brocken zählt,
Nur Eines man allein vermißt,
Daß — Stunggenwärni[1] fehlt.

Und fehlt auch Mond und Sonnenlicht,
Bringt Regen hier kein Schreck,
Und trifft der Pfeil das Schwarze nicht,
Trifft doch der Witz den Fleck!
Wenn uns kein Alpenglöcklein tönt,
Tönt's Glas an dessen Statt,
Und dem, der sich nach Nebel sehnt,
Schafft unser Wirth schon Rath.

Und Scherz und Freude herrscht wie dort
Und froher Lieder Schall;
Es folgte uns zum niedern Ort
Die liebe Nachtigall.
Und alle Weh'n, in Kopf und Zahn
Und Fuß, sind nun gestillt,
Und was wir dort verschleiert sah'n,
Das lacht nun unverhüllt.

1 Name der vorzüglichsten Milchspeise auf dem Rigi.

Doch sei auch hier ein Paradies
Für Magen, Aug' und Ohr,
Und fehl' dem Berge das und dies,
So zieht's uns doch empor;
Nach seinen schönen freien Höhn
Sehnt still das Herz sich doch;
Drum stoßet an: „Auf Wiedersehn!
„Der Rigi lebe hoch!"

Fahrt (der Zürcher) nach Basel

auf die Versammlung der eidgenössischen Musikgesellschaft. 1820.

Hin eilet die festliche Barke
Mit flatternden Fahnen bepflanzt,
Von rauschendem Jubel begleitet,
Von grünlichen Wellen umtanzt:
Und drinnen da sitzet die Freude,
Mit traulicher Freundschaft gepaart;
Und lenken die Beiden das Steuer,
So glücket auch immer die Fahrt.

Von duftenden Kränzen umwunden
Erscheint auf dem hohen Verdeck,
Weitglänzend die goldene Leier,
Verkündend der Schiffenden Zweck:
Sie eilen zum frohen Vereine,
Von freudiger Hoffnung belebt,
Wo Zauber harmonischer Töne
Harmonische Herzen erhebt.

So schifften einst unsere Väter, —
Und weit in den Gauen erscholl's! —
Sie suchten die Kränze Bellonens,
Wir suchen die Kränze Apolls:
Und höhere Wonne das Auge
Des glücklichen Siegers erhellt,
Wenn sich eine lachende Rose
Zum Dunkel des Laurus gesellt.

Drum frisch auf den Bahnen der Väter! —
Sei's immer mit schwächerem Arm! —
Schlägt nur für das Gute und Schöne
Das Herz, wie das ihre, so warm:
Wir sehn ihre Kränze des Ruhmes
Mit keinem beneidenden Blick;
Wer schneller die Freude ereilet,
Ereilet ja schneller das Glück!

Drum rüstig dem Ziele entgegen!
Laut rufe die frohe Schalmei,
Laut rufen die Hörner, die Reigen,
Des Ufers Bewohner herbei!
Und knallende Schüsse erwecken
Das Echo aus friedlicher Ruh,
Dann winken die freundlichen Mädchen,
Dann jauchzen die Knaben uns zu.

Und eh' noch die Sonne entschwindet,
Begrüßen vom herrlichen Dom
Schon fern uns die zackigen Spitzen,
Und spiegeln sich freundlich im Strom:
Wir jubeln dem gastlichen Basel,
Wir finden die Freunde am Port —
Wir bieten die biederen Hände —
Die Herzen sind lange schon dort!

Lied für Schützen,

auf das Freischießen in Zürich im Juli 1821.

Willkommen, ihr Schützen, von nah und von fern,:
Was führt uns zusammen zur fröhlichen Stätte?
Die Freundschaft, des Ruhmes hellleuchtender Stern.

Der Stern, er erglänzet weit über das Land,:
Und sieht ihn der Schütze, so zieht's ihn hinüber,
Es greift zum Geschoß seine sichere Hand.

So zog es die Väter, in früherer Zeit,:
Sie trotzten Gefahren, sie zwangen die Wellen [1],
Kein Pfad war zu mühlich, kein Ziel war zu weit!

So zieht es die Söhne zum nämlichen Ziel,:
Sie lieben, wie jene, das rühmliche Wagen,
Das fröhliche Leben, das männliche Spiel!

Schön schimmert das Silber, schön glänzet das Gold,:
Doch schöner noch strahlet die Krone der Ehre,
Des Schützen Verlangen, sein herrlichster Sold!

1 als sie zweimal, 1456 und 1576, in einem Nachen in einem Tage auf das Freischießen nach Straßburg fuhren und den dortigen Verbündeten einen noch warmen Hirsbrei mitbrachten.

Kehrt einer mit dieser zur Heimath zurück,:
Dann jauchzet das Land ihm, es schenken die Schönen
Dem wackersten Schützen den freundlichsten Blick.

Wohl neckt uns zuweilen ein feindlich Geschick,:
Laß necken! — es ziehen die Wolken vorüber —
Und heller erglänzt dann das launische Glück!

Der Schütze verlacht seinen weibischen Sinn!:
Es spendet die Freude, aus goldener Schale,
Dem fröhlichen Herzen ja reichern Gewinn!

Und ziert keine Krone des Ruhmes das Haupt,:
Wir scheiden zufrieden, die heitere Stirne
Vom duftenden Kränzlein der Freundschaft umlaubt.

Das herrliche Kränzlein, wir tragen es fort,:
Und schwören's zu pflegen, dann wird es nie welken,
Denn fest, wie die Hand, ist des Schützen sein Wort!

Panner-Weihe

auf der Conſtafel-Zunft, am 25. März 1822[1].

Das Panner weht! In freudigem Gefühle
Erwarmt des Manns, entglüht des Jünglings Bruſt;
Einſt führte es zum ernſten Waffenſpiele
Der Väter Schaar, und führte ſie zur Luſt.
Und Muth und Luſt erhöhte
Sich, wo der Rüde[2] wehte:
Seht, Brüder, Altes glorreich auferſtehn;
Was Kraft erregt, darf nimmer untergehn!

Und Frauenhände ſchmückten dieſe Fahne
An Herz und Sinn der Heldenmütter werth,
Die einſt, zum Schutz der Unterjochungsplane,
Voll hehren Muths ergriffen Speer und Schwert[3].

1 Als die Zunft der Conſtafler oder Conſtabler (constabularii, urſprünglich ſolche, die unter dem Comes stabuli im Felde zu Pferde dienten, dazu gehörten die Einwohner der Stadt, welche vermöge ihrer Geburt Waffen zu tragen fähig waren, die freien Ritterbürtigen, Milites u. ſ. w., ſ. das alte Zürich, von Salomon Vögeli) ſich ein neues Panner am Tage der Frühlingsfeier anſchaffte. 2 Dogge (Molossus), den dieſe Zunft in ihrem Wappen führt. 3 als Herzog Albrecht die Stadt Zürich belagern wollte, 1292.

Gibt Frauenhand die Weihe,
Tritt Alles in die Reihe;
Die Sonne macht die kranke Pflanze blühn,
Wenn Schönheit winkt, wird auch die Zagheit kühn!

Das Panner weht! und seine Farben[1] mahnen
Das Herz an Vaterstadt und Vaterland:
In seinem Wehn ertönt der Ruf der Ahnen,
Wie Geisterstimme aus der Ahnen Land:
„Seid, Enkel, treue Hüter
„Der theu'r erkämpften Güter;
„Macht euch, wie wir, des schönen Kranzes werth,
„Des süßen Lohns, der Bürgertugend ehrt!"

Und Schande dem, der diesen Ruf nicht höret!
Verachtung dem, der diesen Ruf verlacht!
Wer freudig nicht dir, heil'ge Freiheit, schwöret,
Wer Eigennutz zu seinem Götzen macht,
Der flieh' aus unsrer Reihe!
Das Fest der Pannerweihe
Erfreu' ihn nicht; erfreue nur den Mann,
Der wie die Väter handeln will und kann!

Fest standen sie in Sturm und Ungewitter,
Sie schreckte nie des Krieges Ungemach;
Und gieng's zur Schlacht — voran die kühnen Ritter —
Und kühn durch sie, stürmt ihnen Alles nach:
Sie ehrte das Vertrauen;
Selbst auf des Todes Auen

1 Weiß und Blau, die Zürcher Standesfarben.

Erscholl es laut: „Uns schreckt nicht List und Macht,
„Wir lachen ihr — der treue Rüde wacht!"

So war es einst, als in der Hand der Väter
Im heißen Kampf der kühne Rüde stand:
So muß es sein! als Führer, Kämpfer, Retter,
Erschein' er nun auch in der Enkel Hand!
Und aus dem Mund der Brüder
Erschall' der Schlachtruf wieder:
„Hinan, hinan! Sei waglich auch die Bahn —
„Der Sieg bleibt uns, — der Rüde weht voran!"

Nur Eintracht schützt die Freiheit und den Frieden,
Drum huldigt ihr! und schmählich untergehn
Muß jeder Feind, wenn um den kühnen Rüden
Im schönen Bund zwölf Brüderfahnen[1] wehn!
Wer trotzt dann unserm Bunde?
Das starke Pfeilgebunde
Ziert unsern Schild, und unser Feldgeschrei
Ist: „Vaterland! Maneß[2] und Brudertreu!"

1 Die Fahnen der zwölf übrigen Zünfte. 2 Rüdiger Maneß, Ritter, Anführer und Sieger bei Tättwyl.

Panner-Weihe

Bei der Frühlingsfeier 1823, als die Zunft zur Waage sich eine neue Fahne mit diesem ihrem Emblem anschaffte.

Ein schönes Bild aus längst entschwundnen Zeiten
Erzeigt sich hier und fesselt unsern Blick;
Es führt der tapfern Väter kühnes Streiten
Für Landeswohl vor unsern Geist zurück;
Und Dank durchglüht aufs Neue
Des Enkels Brust; die Treue,
Die unsre Ahnen einst so schön bewährt,
Sei nie vergessen, — ewig hochverehrt!

Sei uns willkommen denn, du alte Fahne,
Du Denkmal aus der sturmbewegten Zeit!
Du wehtest kühn, wenn Unterdrückungspläne
Die Stadt bedrohten mit Gefahr und Streit;
Und jeder Krieger blickte
Nach dir; die Waage drückte
Die Ueberzeugung aus, im Bildersinn:
Die Forderung, das Recht — sie stehen inn!

Und muthig dann zu dem Geprüften stehend,
Stand jeder auch mit voller Manneskraft;
Den eignen Vortheil kleinlich nie erspähend,
Empfänglich nur für das, was Großes schafft,
Rief jeder, sich vergessend,
Nur Landeswohl ermessend:

„Die Waage spricht! Gerecht ist unser Thun!
„Ergreift die Wehr! — Der Himmel lenk' es nun!"

Und sieh! — der Himmel, stets das Gute schützend,
Früh oder spät, belohnte ihren Muth;
Es tobt' der Sturm; in stolzer Rüstung blitzend
Kam Uebermacht; es dürsteten nach Blut
Die Fürsten hoch erboren: —
Bei aufgesperrten Thoren
Stand unser Häuflein, ohne Furcht und Wank,
Es tobt der Sturm, — und Zürichs Schale sank.

So glänzt' die Waage, auch den Kaiser mahnend:
Auf Thron und Schlachtgefild ein warnend Bild!
Denn auch den Glücklichsten ergreift es ahnend,
Dem Unterdrückten strahlt's als Rettungsschild;
Mit Hoffnung und Vertrauen
Auf sie Bedrängte schauen;
Ist Recht und Muth der einen Schale Last,
Schnellt hoch empor Gewalt und Stolzes Glast.

Das Panner weht! Auf, Brüder, schwört ihm Treue!
Und droht Gefahr, so weh' sie kühn voran,
Die goldne Waag', gestellt in Himmels Bläue,
Und jeder stehe keck zu ihr, als Mann!
Daß Freiheit, Recht und Ehre
Uns heilig sei, bewähre
Dann Gut und Blut! Was Jene einst gethan,
Bezeichn' auch uns, für Enkelwohl, die Bahn!

Eintracht das Wägste.

Becher-Weihe 1823.[1]

Im frohgestimmten Kreise
Beginnt er seine Reise,
Der goldne Becher, führet
Zum goldneren Genuß;
Das Mägdlein, das ihn zieret,
Bringt uns den schönsten Gruß:
Eintracht das Wägste!

Der Spruch steht festbegründet;
Wo Eintracht sich nicht findet,
Da strebt, da treibt, da mühet
Auch selbst die Macht sich lahm;
Doch freudiglich entblühet,
Was Eintracht unternahm.
Eintracht das Wägste!

Um ihren Wohnsitz traten
Aus Felsen goldne Saaten,
Aus Sümpfen stiegen Städte,
Zum Garten ward der Sand;
Doch, flöh' sie diese Stätte,
Verödete das Land.
Eintracht das Wägste!

1 Als die Zunft zur Waage sich einen neuen Becher, nach Usteri's Zeichnung, hatte verfertigen lassen.

Sie brach im Schweizerlande
Der Dränger Eisenbande,
Das Sklavereigewimmer
Verstummte mit dem Hohn,
Und über Schloßgetrümmer
Erstand der Freiheit Thron.
Eintracht das Wägste!

Ja, Eintracht ist das Beste!
Sie ist die stärkste Veste;
Auch Uebermacht zerschellet
An ihrem festen Bau:
Wo sie ihr Schlößlein stellet,
Erblühet rings der Gau.
Eintracht das Wägste!

Nach guter Engel Sitte
Besucht sie Schloß und Hütte,
Wo frohe Menschen wohnen,
Da hält sie gerne Haus
Und treibt nach allen Zonen
Die bösen Geister aus.
Eintracht das Wägste!

Wir fühlen, ungesehen,
In unserm Saal sie stehen,
Sie wecket Freundschaftstriebe,
Sie würzet unser Mahl
Und schenkt als Pfand der Liebe
Uns diesen Festpokal.
Eintracht das Wägste!

Wahrt sie in unsrer Mitte,
Sucht auch in eure Hütte
Vertraulich sie zu ziehen,
Daß Segen und Gedeihn
Auch reichlich dort entblühen
Und Weib und Kind sich freun:
Eintracht das Wägste!

Laßt uns sie froh erheben:
Hoch soll die Eintracht leben!
Sie bleibe uns das Höchste
Und unser liebster Hort;
Ja, Eintracht ist das Wägste!
Sei unser Losungswort:
Eintracht das Wägste!

Einladung an die Schützen auf das große Freischießen in Bern im Juli 1823.

Kommet jhr Schützen ab den Bergen,
Kommet jhr Schützen vs dem Thal,
Veberal, überal:
Thünd övre Büchsen gan Bern aufen fergen,
D' Schyben sind grüstet vnd grüstet ist's Mahl.

Zringsherum sieht man Fähnlein schwingen,
Zringsherum hört man Freudengschrey:
He juhey! He juhey!
Alles thut ylen, vnd mancher thut springen,
Daß er der erst auf dem Schützenstand sey.

Schauet wie blitzen dort die Waffen,
Luget wie alles ladt vnd mißt:
Man vergißt, man vergißt
Kumber vnd Sorgen; das biffen und baffen
Macht ein so froh, wie wenn's Schätzli ein grüßt.

Bruderempfang wird da den Schweytzern,
Liebe vnd alte Treu umfaßt
Auch den Gast, auch den Gast,
Zähl er syn Gut nun in Gold oder Kreutzern,
Geh er im Zwillenrock oder Damast.

Stattliche Herrn vnd schöne Frawen
Kommen in Haufen auf den Plan:
Was nur kann, was nur kann,
Ylet den wackeren Schützen zu schawen,
Froh in der Luft, in den Nöthen ein Mann.

Aber wenn schöne Äüglein winken,
Freudige Gsellen wylt nit dort,
Ylet fort, ylet fort!
Sonst laßt den Kolben der Narr vf euch sinken:
Heyo! du Löffel, dein Schwarzes ist dort!

Muthig zur Arbeit denn ihr Schützen,
Alles was vns im Hertzen steckt
Werd erzweckt, werd erzweckt;
Ehre vnd Kunst die dem Ländlein kann nützen,
Gunst bey den Fraun, vnd bey Herren Respect.

Habsucht die führt vns nicht zur Stelle,
Freundschaft vnd Ehr allein es thut,
Nit das Gut, nit das Gut.
Raubt vns die Gaben ein neidisch Gefälle,
Steckt vns die Freude doch Meyen in Hut.

Freude vnd Lust sind leicht gefunden,
Findst du den Schutz bey Wein vnd Sang,
Suchst nit lang, suchst nit lang:
Aber wie kurz sind die glücklichen Stunden,
Ach, vnd wie sind die gemeinen so lang!

Müssen wir wieder Heimwertz fahren,
Tönt vnser Jauchzen noch von fern:
Lebe Bern! Lebe Bern!
Euch vnd das Land soll der Himmel bewahren!
Ruft ihr vns wieder, so kommen wir gern!

Der Friede mit den Böcken in Zürich Ao. 1446.

Der Krieg erlischt; der Friede strahlet wieder
Nach zehen dunkeln Jahren, harter Noth;
Es huldigen die schwerversühnten Brüder
Dem Bundes- und der Menschlichkeit Gebot:
Ein frohes, rasches Regen tritt überall entgegen;
Der Kinder Schaar umarmt das Mutterherz:
Mein bist du wieder! — jauchzt es himmelwärts.

Und warum schleicht durch Zürichs alte Gassen
Der stille Gram, der ernst die Freude stört? —
Wohl muß es jedes beßre Herz erfassen,
Das Pflichtgefühl und edeln Sinn verehrt;
Nur da die Freude wohnet, wo man Verdienst belohnet,
Und ihre Saiten klingen tiefgedämpft,
Wenn einer darbt, der Segen uns geschenkt.

„Wo sind die kühnen Böcke? — Diesen Frieden
„Erwarb ihr Muth, der uns zur Kraft ermannt.
„Was ist der Lohn? — Vom Theursten losgeschieden
„Sind sie auf Hohenkrähens Fels verbannt! —
„Und wenn die Wolken ziehen, der Heimath Berge glühen
„Im Abendroth, so fragt ihr trüber Blick:
„Wann ruft uns unser Vaterland zurück?"

Ihr Wille war's: — „Den treffe tiefe Schande,
„Dem Landeswohl nicht mehr als eignes gilt!
„Gebt Ruh und Hülfe dem verheerten Lande,
„Dann ist auch unser höchster Wunsch erfüllt;
„Der Feind verlangt's, — wir scheiden; laßt neuen Streit uns meiden,"
So sprachen sie; die Klugheit stimmte ein,
Rief Ehr' und Herz auch schon ein lautes Nein!

Und wie das Herz des braven Zürchers dachte,
So dacht' und fühlte mancher Eidgenoß;
Und meint', wer Tapferkeit am Feind nicht achte,
Bekenne laut, er selber sei nicht groß;
Drum suchte man die Kühnen auf manchem Tag zu sühnen,
Und Ammann Fries[1], der biedere, begehrt:
„Löst diesen Bann, der unsern Bund nicht ehrt."

Doch Selbstsucht stritt und Trotz und niedre Rache,
Der beßre Rath des Urners unterliegt:
„Es kömmt der Tag, an dem die gute Sache" —
So spricht er hoffend, „doch am Ende siegt!
„Mög's jener Schaar gelingen, den Mann ins Garn zu bringen,
„Der einflußreich, geachtet und geliebt,
„Als Lösungspreis ihr dann den Frieden giebt!"

Und diesen Rath vernahmen schnell die Böcke
Und dankten hoch dem biedern Schweizerherz;
Daß sich zur That der Anlaß bald entdecke,
Bestellten sie die Späher allerwärts;

---

1 von Uri.

Und schnell erschallt die Kunde: „Es naht die frohe Stunde,
Auf, rüstet euch! Der Ammann selber fährt
Auf Zürich zu; — er bringt was ihr begehrt."

Und still und heimlich eilen die Gesellen
Zum Zürchersee und lauschen im Geröhr;
Sie sehn von ferne einen Segel schwellen,
Es treibt der Föhn ihn immer näher her;
Und aus dem Dickicht dringen sie schnell hervor, umringen
Das Schiff; verwehrt ist Widerstand und Flucht,
Erbeutet ist der Retter, den man sucht.

Und ehrerbietig grüßen ihn die Böcke
Und bieten ihm mit heißem Drang die Hand:
„Daß unser Thun nichts Schändliches verdecke,
„Sei unsre Ehre euch ein heilig Pfand:
„Wir folgen eurer Lehre; — daß sie uns Glück bescheere!
„Vom ganzen Land geachtet und geliebt,
„Seid ihr der Mann, der uns den Frieden giebt."

Und überrascht von dem was diese thaten
Der Ammann auf die schlauen Krieger schaut:
„Wohl," sprach er freundlich, „euch ist gut zu rathen,
„Doch wohl vertraut, wer Tapferen vertraut!
„Beweist mir Zucht und Sitte!" Er trat in ihre Mitte,
Man eilt ans Land, man bringt das beste Roß
Und führt ihn jubelnd hin zum fernen Schloß.

Und — wie er sprach — die gute Sache siegte;
Das Land erhielt die langersehnte Ruh;
Der Gram entfloh; der Böcke Muth erkriegte
Gerechten Ruhm und reichen Sold dazu;

Und Ammann Fries erklärte: „So lang mein Leben währte,
„Beschien mich oft der Freude Sonnenschein,
„Doch schöner nie, als in der Böcke Reihn!"

O, wärst du da! — Du sprächest diese Worte
Auch in der späten Enkel frohen Reihn!
Doch, längst entschlummert, schloß die enge Pforte
Des stillen Grab's dich zu den Vätern ein:
Doch soll dein Name leben, laßt uns ihn hoch erheben,
Er fülle stets mit tiefempfundner Lust,
Mit warmem Dankgefühl des Zürchers Brust!

Erhebt das Glas! es gilt den tapfern Ahnen,
Ihr Name adelt ewig unser Land!
Befolgt den Spruch, der nicht auf ihren Fahnen,
Doch flammend stets in ihrem Herzen stand:
„Das Vaterland das Höchste! das Heiligste! das Nächste!
„Verachtet sei, wer nicht in Noth und Streit
„Ihm ohne Zagen Kopf und Arme beut!"

Füllt euer Glas und laßt es hell erklingen.
Es feire den, der unsre Reihen führt!
Laßt uns den Dank mit froher Rührung bringen,
Der ihm von uns, vom Vaterland gebührt,
Ihm, der durch Thaten ehret, was jener Spruch begehret;
Er lebe hoch, der bei des Landes Noth
Hochherzig immer Kopf und Arme bot!

Im alten Zürichkrieg (1443—46) zeichnete sich eine Schaar der tapfersten jungen Bürger, die ein Freicorps unter sich ge-

bildet, vor allen andern Kriegern aus. Da sie immer an der Spitze der Zürcher vorauseilten und zuerst auf den Feind stießen, hieß man sie die Böcke, oder auch die Schwertler, weil sie diese Waffe so tüchtig zu führen wußten. Wie die Eidgenossen, aus Rache wegen des großen Schadens, den die Böcke ihnen zugefügt, dieselben allein von dem endlich 1446 zu Stande gekommenen Frieden ausschlossen, den sie sich aber durch List und neue Kühnheit dennoch erwarben, kann zu besserem Verständniß dieses Gedichtes in Joh. v. Müllers Schweizergeschichte u. a. nachgelesen werden. Diese auf eine bestimmte Zahl von Mitgliedern eingeschränkte Gesellschaft der Böcke hat sich bis auf unsere Zeiten erhalten; sie besitzt ein eignes Haus, zum Schnecken genannt, wo sie sich versammelt, und wo die Wappenschilde der Mitglieder aufgestellt sind. Usteri wurde wegen seiner mannigfaltigen Verdienste um die Vaterstadt und in Folge eines andern Liedes, das er für diesen ehrenwerthen Verein gedichtet, an den sich so viele schöne Erinnerungen an die Vorzeit knüpfen, als Mitglied in denselben aufgenommen. Jenes frühere Gedicht ist hier nicht eingerückt, weil es zu viel Lokal-Anspielungen enthält, die für auswärtige Leser nur vermittelst einer Menge erläuternder Noten verständlich gemacht werden könnten.

Balladen.

Legende
von der Gräfin Idda von Toggenburg.

Von Toggenburg Graf Heinrich kam,
Idda, geborn vs hochem ſtam
Von Kirchberg, thät er freyn, den Ring
Sie züchtigklich von jm empfing.

Man ſah by Arbeit vnd Gebet
Die fromme Gräfinn frü vnd ſpät,
Dem Graf hielt ſj getrüwlich Hus,
Klopft ſelber jre Kleider vs.

Einſt hatte ſj jr Hochzytkleit
Vnd Schmuck zu ſonnen vsgeſpreit,
Da kam ein Rab zum hochen Ort,
Trug das Verlobungsringlein fort.

Die Gräfinn ſchewt den gächen Zorn
Des Herrn, verſchwig was ſj verlorn,
Wollt förderſt alles noch durſehn,
Vnd heimblich vf den Finder ſpähn.

Einſt zog ein Jeger durch den Wald,
Hört junger Raben Schreyn, vnd bald
Drang er hinuf durch Loub vnd Eſt,
Vnd fand das Ringlein in dem Neſt.

Ein Böſewicht, dem Jeger gram
Vnd ouch der Gräfinn, das vernam,
Erhitzt den Graf mit falſchem Tand,
Zeigt jm den Ring an Dieners Hand.

Von jacher Zornesflamm erblindt
Graf Heinrich ſtrax den Jeger bindt
An wildes Roß, bergab es jacht,
In grauſamklich vms Leben bracht.

Druf jlt er in der Gräfinn Gmach,
Veracht jr Thrän vnd was ſj ſprach:
Stürzt ſj vom hohen Ritterſaal
Hinab ins gruſam tüfe Thal.

Das Buſchwerk brach den gächen Fal,
Vnd vngelezt kam ſj ze Thal,
Dankt Gott für ſiner Gnaden Schyn,
Globt fürder ewig ſyn zu ſyn.

Zog wyter druf im Walde fort,
Sucht einen wildverwachſnen Ort,
Trug Stein vnd Ryſig da ze Huf,
Buwt ſich ein armes Hüttlin vf.

Hie dienet Gott mit Müh vnd Gfar
Die Gräfinn ſibenzechen Jar,
Da funden ſi by dem Gejecht
Mit Schreck vnd Frewd des Grafen Knecht.

Der Graf erhörts vnd ylt herbey,
Bezeugt jr knüwend Leid vnd Rew,
Bat dz ſi lebtind vngetrennt:
Jr Vnſchuld hatt er längſt erkennt.

Das ſchlug ſie ab, doch mildigklich,
Sagt, mynem Gott gelobt ich mich,
Vnd bat jn dz er in der Auw
Jr eine kleine Zelle bauw.

Hier dienet Gott ſi ſpat vnd früy
Vnd wenn ins nahe Kloſter ſi
Zur Mette gieng, beleitet ſi
Ein Hirz mit leuchtendem Gewyh.

Jr frommes Thun den böſen Feint
Verdroß, zu ſtören ers vermeint,
Doch triumphieret jr Gebet,
Mit Wunder groß ſi leuchten thet.

Zeletzt erhöret gnädigklich
Der Herr jr Bitt, nahm ſi zu ſich,
Gab jr die Himmelsfrewden dort,
Hie lebt ſi noch durch Wunder fort.

Die arme Gräfin von Rapperschwyl.

Aus des Seees blauen Fluthen
Steigt ein Schloß auf Fels gebaut;
Stark bethürmt, und schön von innen,
Und von seinen hohen Zinnen
Stolz der Graf auf seine Länder schaut.

Und wenn seine Fehden ruhen,
Wechseln Lanzenspiel und Tanz,
Hörner schallen, Pfeifen gellen,
Und es wogt aus Seeeswellen
Weit entlang der Fackeln rother Glanz.

Doch bei Nikolas' Kapelle,
Die dort drüben sich erhebt,
Traurt, gebannt in enge Schranken,
Eine Schaar verwaister Kranken,
Deren Anblick fröstelnd uns durchbebt.

Zagend nahet dieser Stätte
Jeder Wandrer; sucht geschwind
Sich durch Segensspruch zu wahren —
Ach, bei diesen Unheilbaren
Jammert jetzt des Grafen schönstes Kind.

Einst die Rose unter Blumen,
Sie, der Stolz des ganzen Gau's,
Hochgefei'rt vor allen Schönen,
Wimmert hier in Klagetönen,
Und vernimmt die Lust im Vaterhaus!

Sieben lange, lange Jahre
Weint, vergessen und verkannt,
Abgehärmt von stetem Trauern,
Sie, in diese düstern Mauern
Durch den Fluch des Blinden hingebannt.

Einst, umschwärmt von stolzen Rittern,
Trabt, den Falken auf der Hand,
Sie zur Jagd: gestützt am Stabe
Bettelte um Gottes Gabe
Laut ein Blinder, an des Weges Rand.

Und es brach vom Wallnußbaume
Eine Frucht die Jägerin —
Sonst den Armen mild und gütig,
Jetzt, aus Freude, übermüthig,
Warf sie eine taube Nuß ihm hin.

Und es rafft sich der Getäuschte
Zürnend von dem Sitz empor,
Und sein Fluch: „Du, die vermessen
„Elend höhnest, dich zerfressen
„Siechthumsqualen!" donnert in ihr Ohr.

Und die Rose welkt und dorret,
Nicht Gebet, nicht Arzenei'n,
Pilgerfahrten, Litaneien,
Können sie vom Fluch befreien:
Und — man schließt sie zu den Kranken ein!

Sieben lange, lange Jahre
Dauert nun schon ihre Noth;
Und im Dunkel und am Tage
Hört man ihre laute Klage:
„Allerbarmer, sende mir den Tod!"

Ach, es naht kein Friedensbote!
Und vom Vaterhause her
Schallt Gejauchz und Paukenschlagen,
Und die bittern Thränen klagen:
„Weh! es denket meiner niemand mehr!"

Wenn die Nacht das Land umdüstert,
Und die Sternlein sanft entglühn,
Sieht man aus dem Haus der Kranken
Scheu die arme Gräfin wanken;
Zu des Kirchhofs Gräbern schleicht sie hin.

Und sie blickt nach jenen Thürmen
Hin, mit namenlosem Schmerz!
Laue Abendlüftlein spielen,
Die verweinten Augen kühlen —
Ach, und keines kühlt ihr wundes Herz!

Der Graf von Falkenstein.

Wer trabt so rasch durch Feld und Heid'?
Der Graf von Falkenstein:
Es prangt sein scharlachrothes Kleid
So stolz im Sonnenschein;
Im Federbusche spielt der Wind,
Er spielt in seinem Haar,
Und Kette, Sporr'n und Wehrgebind
Erglänzen sternleinklar.

Wo eilt der Ritter hin? Was schaut
Sein Blick nach jenen Höhn?
Ein Ritterschlößlein, wohlgebaut,
Ist auf dem Fels zu sehn:
Nach diesem Schlößlein trabt er hin,
Drei schöne Mägdelein
Mit ihrer Mutter wohnen drin,
Die Beste will er frein.

Er naht dem Schloß; — die Fräulein sehn
Den schöngeschmückten Mann:
Schnell hört das Spinnrad auf zu gehn
Und wird beiseit gethan.
Die ältern fliehn, die jüngste bleibt
Allein an ihrem Ort
Bei ihrem Mütterchen und treibt
Ihr Rädlein lustig fort.

Doch kehren jene bald zurück,
Geputzt, zum Tanz zu gehn,
Und scheinen mit erstauntem Blick
Was Fremdes hier zu sehn:
Die eine hält ein goldnes Band,
Das sie mit Perlen schmückt,
Die andre säumt am Meßgewand,
Von fremder Hand gestickt.

Den Graf, als würd's ihm angethan,
Durchläuft es kalt und heiß;
Er staunt die schönen Fräulein an,
Bewundert Kunst und Fleiß.
Ihr Kosen war so honigsüß,
Ihr Thun so sanft und schön,
Daß er entzückt das Schloß verließ,
Auf bald'ges Wiedersehn.

Und langsam, langsam ritt er dann
Zurück, so zweifelvoll,
Weil er sich nicht entscheiden kann,
Wen er nun wählen soll:
Bald lockt der Witz der einen ihn,
Und bald der andern Blick;
Es blieb die junge Spinnerin
Im Hintergrund zurück.

Wer eilt dort über Feld und Heid'?
Der Graf von Falkenstein:
Vermummt in eines Krämers Kleid,
Tritt er ins Schloß hinein;

Er hat der Waaren allerlei
Für Männer und für Frau'n;
Die Mägdlein drängen sich herbei,
Den schönen Kram zu schaun.

Die Mutter prüft das Leinenzeug,
Die Jüngste Zwirn und Scheer';
Auf Gold und Steine fallen gleich
Die beiden Aeltern her;
Und was der einen wohlgefällt,
Reißt schnell die andre fort,
Verkleinert dann, was jene wählt,
Mit manchem spitzen Wort.

Der Ritter schied mit frohem Sinn
Und lobt den schlauen Fund:
Es blieb die schöne Spinnerin
Nicht mehr im Hintergrund.
„Doch tröge mich der Schein auch heut',
„Wie gestern?" . . seufzt er schwer,
„Ach, flösse ihre Häuslichkeit
„Aus reiner Quelle her!"

Wer schleppt sich dort durch Feld und Heid'?
Der Graf von Falkenstein:
Gehüllt in eines Bettlers Kleid,
Wankt er zum Schloß hinein.
Er klagt mit jammervollem Blick
Den Fräulein seine Noth,
Wünscht ihnen ungetrübtes Glück
Und sich den schnellsten Tod.

Die Aeltre lachte stolz: „Es hängt
„Dich keine hier; drum fort!
„Doch wenn's dich so zu sterben drängt,
„Such einen andern Ort!"
Die Zweite sprach von Diebsgesind,
Das sich im Land verkroch,
Und droht' ihm, flieh' er nicht geschwind,
Mit Stock und Hundeloch.

Die Jüngste hört mit nassem Blick
Der Schwestern hartes Wort,
Bricht ihm vom Brot ein derbes Stück
Und bittet: „Eile fort!
„Dort steht ein Hüttlein tief im Thal,
„Das dich bewirthen kann,
„Und bei der Sonne erstem Strahl
„Siehst du mich, armer Mann."

„Wohl heb' ich, theures Brot, dich auf,
„Wie heiliges Gebein!"
Es tropften Freudenthränen drauf;
„Sie muß die meine sein!"
Dann eilt der Ritter hocherfeut,
Wohl über Thal und Höhn,
Um morgen zur bestimmten Zeit
Um ihre Hand zu flehn.

Wer jagt so rasch durch Feld und Heid'?
Der Graf von Falkenstein:
Auf seinem reichgestickten Kleid
Glänzt Gold und Edelstein;

Und der Vasallen große Zahl
Folgt froh dem Aufgebot
Und g'leitet ihn ins stille Thal
Beim schönen Morgenroth.

Dort wandelt schon mit frommem Sinn
Mathilde durch das Ried
Zum wohlbekannten Hüttlein hin
Und singt ihr Morgenlied;
Sie sieht den Reiterschwarm sich nahn
Und birgt, nach Kinderbrauch,
Da sie ihm nicht entfliehen kann,
Sich hinter einen Strauch.

O weh! die Reiter halten auch
Und springen schnell vom Roß,
Es schützt die Arme nun kein Strauch,
Sie kommen auf sie los:
„Mein Fräulein," ruft Graf Falkenstein,
„Der Himmel segne dich!
„Das Körbchen, das du birgst, ist mein,
„Du füllteſt es für mich.

„Sei fühlend bei des Armen Noth,
„Wie ich bereits dich fand;
„Du Engel gabst mir gestern Brot, —
„Ach, gieb mir heut' die Hand!"
Und höher ward das sanfte Roth,
Das ihre Wang' umfloß,
Als jetzt der Graf die Hand ihr bot,
Zurückzugehn aufs Schloß.

Der Mutter Ja gar herzlich war;
Es krächzte, halberſtickt
Vor Neid, das ſtolze Schweſterpaar:
„Lebt beide hochbeglückt!“
Und dies geſchah auf Lebenszeit,
Denn wer lebt nicht beglückt,
Wenn gutes Herz und Häuslichkeit
Des Weibes Schönheit ſchmückt?

Das Bergmännlein auf dem Pilatus.

(Nach einer alten Volkssage.)

„Was eilst du so, schön Mägdelein,
„Hinan die steilen Triften?
„Ein Hochgewitter bricht herein,
„Schon toset's in den Lüften:
„Sieh, wie die Heerde heimwärts eilt,
„Vom Blitz geschreckt, vom Sturm umheult,
„Ach, wende deine Schritte
„Und flieh' in meine Hütte!" —

„Ich kann nicht, guter Aloys,
„Ich darf nicht hier verweilen;
„Was mich aus meiner Heimath riß,
„Heißt mich auch fürder eilen:
„Die Mutter liegt von Gicht gequält,
„Und weil der Armen Alles fehlt,
„Hat sie der Arzt verlassen,
„Will sich nicht mehr befassen.

„Zur Castleralpe treibt's mich fort,
„Dort hoff' ich Trost zu finden;
„Der reiche Vetter weidet dort
„Sein Vieh auf fetten Gründen;

„Er, der sein Geld mit Kellen zählt,
„Vernimmt er, was der Mutter fehlt,
„Wird der verlaßnen Armen
„Sich — geb' es Gott! — erbarmen!"

Und immer dunkler wird der Tag,
Es stürmt aus allen Schlüchten,
Und Donnerschlag auf Donnerschlag
Zersplittert Fels und Fichten!
Der Hagel rauscht herab und bleicht
Die Weiden: halbentseelt erreicht,
Mit immer kürzerm Schritte,
Sie jetzt des Vetters Hütte.

Doch, ach! ihr Hoffnungsglück erstickt,
Ihr Ahnen wird zur Lüge,
Da sie die finstre Stirn erblickt,
Die hämisch stolzen Züge;
Und hartes Wort und grober Scherz
Verwunden Magdalenens Herz!
Mit tiefgekränkter Seele
Flieht sie des Unholds Höhle.

Sie jammert laut, ins finstre Thal
Den finstern Blick gerichtet:
Und sieh! — es kämpft der Sonne Strahl
Und bricht hindurch und lichtet
Das Dunkel, das sie rings umgränzt;
Ob Aloyses Hütte glänzt,
Auf grauen Grund gezogen,
Des Himmels Farbenbogen.

Und Freude zuckt ihr durch das Herz,
Sie eilt zur offnen Hütte,
Und tröstend weint bei ihrem Schmerz
Der Hirt; mit warmer Bitte
Dringt er ihr auf, was er besitzt,
Sein einz'ges Käslein, da sie itzt,
Der Mutter beizustehen,
Verließ die grünen Höhen.

Sie dankt mit nassem Aug' und hüpft
Bergab mit frohem Singen;
Doch ach! — auf feuchtem Gras entschlüpft
Ihr Fuß: in hohen Sprüngen
Entrollt der Käs, von Rain zu Rain —
Zerschellt am scharfen Felsgestein
Und stäubt in tausend Stücken,
Flüh' ab, vor ihren Blicken!

Und zagend sie die Hände wand,
Denn streng ihr Inn'res richtet:
„Die Hülfe lag in deiner Hand,
„Und du hast sie zernichtet!" —
Sie sucht — die Augen thränenschwer —
In Spalt und Ritze ringsumher,
Sucht unter Gras und Hecken —
Und nichts ist zu entdecken!

Verzweifelnd sie zum Himmel blickt,
Wo schon die Sternlein funkeln;
Da fühlt sie ihre Hand gedrückt,
Und schreit — sie sieht im Dunkeln

Ein Zwerglein, grau und winzig klein,
Das trägt auf seinem Schülterlein
Ein Stück von ihrem Käse
Und eine Pflanzenlese.

„O fürchte nichts! ich bringe dies,
„Dir Liebe zu bescheinen;
„Auf Casteln und beim Aloys
„Sah ich dich heute weinen:
„Dies Sträußlein heilt der Mutter Schmerz,
„Kehr' schnell, doch sorgsam, heimathwärts,
„Und — daß dir's bas gelinge —
„Meid' auch im Glück die Sprünge!"

Und hocherfreut eilt sie zurück,
Stürzt jauchzend in die Kammer,
Erzählt ihr wechselndes Geschick
Und stillt der Mutter Jammer:
Das Sträußlein treibt vom kranken Ort
In Kurzem alle Schmerzen fort;
Den Hunger zu bezwingen,
Läßt sie den Käs sich bringen.

Doch von dem Käs das Messer glitt;
Es klingt bei seinen Schlägen,
Und — wo sie in die Rinde schnitt,
Blinkt's funkelnd ihr entgegen —
Das ganze Stück ist reines Gold!
Den Guten sind die Zwerglein hold:
Mißt Vetter Geld mit Kellen,
Braucht's Mulden hier zum Zählen.

Doch nein, der Vetter zählt nicht mehr!
Mit abgeschlagnen Füßen
Kriecht bettelnd er im Land umher,
Die Sünden abzubüßen:
Die Castleralp verlassen steht,
Mit Felsenstücken übersä't,
Die tief erschütternd warnen:
„Laß Geiz dich nicht umgarnen!"

Zur schönen Bründleralpe treibt
Jetzt Aloys die Kühe;
Mit Magdalenen froh beweibt
Jauchzt er von hoher Flühe
Hinab auf Weiden, Wald und Au:
„Die schönste Alp, die beste Frau
Im Land ist mir gegeben,
Die Zwerglein sollen leben!"

Das Fräulein von Oesterreich.

Nach einer Sage der Schiffer auf dem Wallenstatter-See.

Es heult der Sturm so fürchterlich,
Die schäumenden Wellen verfolgen sich
Und schlagen bei Wesen ans Land:
Da sitzet ein Fräulein von Oesterreich,
Die Aeugelein weinend, die Wange so bleich,
Das Köpflein in zitternder Hand.

Und vor ihr ein bethräntes Blatt:
„Ich liege gefesselt in Wallenstatt,
„Gefangen im blutigen Streit.
„O eile! und bringe mir Gold und Gut,
„Sonst heischen die Bauern noch heute mein Blut —
„Schon ist meine Grube bereit!"

„Daß Gott erbarm! Daß Gott erbarm!
„Was rissest dich, Trauter, aus meinem Arm?
„Ach, Ferdinand, wär' ich bei dir!
„O eilt doch, ihr Schiffer! so komm' ich hin!
„Das kleinste Verweilen ist tödtlich für ihn —
„So habt doch Erbarmen mit mir!"

„Erbarmt euch selbst — ihr seht die Noth —
„Es zürnet der Himmel, es droht der Tod —
„Wir schwören's beim heiligsten Eid!" —

„Mich schrecket kein Drohen — stoßt ab! stoßt ab!
„Wir fahren, und ging es ins offene Grab,
„Und sei es Gott lieb oder leid!"

Sie spendet Silber, sie spendet Gold;
Es blendet die Schiffer der reiche Sold,
Sie springen ihr nach in den Kahn:
Sie schleppen die Kiste mit Gold darein
Und dringen ins wilde Gewelle hinein,
Wo Tod und Verderben sie sah'n.

Zu Wallenstatt, im tiefen Thurm,
Saß Ferdinand zagend, der laute Sturm
Durchheulte das schwarze Gestein;
Und rollten die Ziegel vom Dach herab,
Vergaß er die Ketten, vergaß er sein Grab,
Und rief nur: „Wo mag sie nun sein?"

Die Wehklag ächzt so bang und laut,
Es krächzen die Raben; dem Ritter graut,
Es zittert ein Ahnen durch ihn.
Er zog aus dem Kleid den verborgenen Ring:
„Nimm hin da, o Thürmer, nimm hin da, und bring'
„Zur Zinne des Thurmes mich hin!"

Er folgt ihm zagend in die Höh,
Und bebend erblickt er den wilden See:
„Ach, Thürmer, verhehle mir nichts!
„Schau hin auf die Fluthen, entdeckest du was?
„Mein Aug' ist so trübe, von Thränen so naß —
„O sage — erblickest du nichts?"

„Ich seh' ein Schiff auf weißer Fluth,
„Es kämpft mit des rasenden Sturmes Wuth —
„Es sinkt! — es schießt wieder hervor!" — — —
„Ach, wenn sie es wäre! Schau hin! schau hin!
„Wie wird's ihr ergehen? — Was siehst du darin?
„Gott halte sie gnädig empor!"

„Ich seh' wohl zehen Schiffersleut',
„Und mitten ein Fräulein in blauem Kleid,
„Ihr Schleier fliegt wild in dem Wind!" —
„Das ist sie! das ist sie! Wie's Herz mir bebt! —
„Ich sterbe ja gerne, wenn Liebchen nur lebt!
„Glaubst du, daß gerettet sie sind?" —

„Ach nein! — Es wogt den Felsen zu! —
„Sie strecken die Arme dem Himmel zu! —
„Es schmettert sie wieder die Wand!
„Es schäumt das Gewelle hoch drüber her!
„Ich sehe das Fräulein, die Schiffer nicht mehr —
„Noch einer! — — auch dieser verschwand!"

Der Ritter sinkt am Söller hin:
„So ist denn nun Alles für mich dahin!
„Ich Armer! — ich riß sie ins Grab!"
Er rafft sich vom Boden in wilder Wuth,
Er starrt in die fürchterlich tosende Fluth
Und stürzt sich vom Thurme hinab!

Zu Zeiten steigt er aus dem Grab,
Irrt traurig am Ufer wohl auf und ab
Und seufzt wie der Wind in dem Rohr.

Der Arme beklaget sein hartes Geschick,
Schaut über die Fluthen mit sehnendem Blick:
Dann steigt auch das Fräulein empor.

Oft sieht man sie beim Mondenschein,
Im blauen Kleide, auf schroffem Gestein,
Sie blickt nach dem Ufer und Thurm;
Sie strecken die Arme sich beide zu —
Dann bitten die Schiffer: „Herr, gieb ihnen Ruh
„Und wende den nahenden Sturm!“

Der Storch von Luzern (Ao. 1613).

Was rennt durch die Straße die ängstige Schaar?
Was deutet das dumpfe Getöße?
Horch! furchtbar verkünden vom Thurm die Gefahr
Des Feuerhorns gräßliche Stöße:
Und näher und ferner, Gass' aus und Gass' ein,
Hört lauter und lauter man Feuer! jetzt schrei'n.

Und fürchterlich über die Giebel erhebt
Sich wirbelnd die rothbraune Säule;
Und Hülfe zu bringen die Menge nun strebt,
Verachtend in muthiger Eile
Die stürzenden Balken, die sengende Gluth,
Und rettet die Menschen und rettet ihr Gut.

Ach, aber wer ist dort die weiße Gestalt,
In rauchende Wolken versunken?
Wo wilder es wirbelt und qualmet und wallt,
Durchzuckt von hellleuchtenden Funken?
Die Störchin, die Arme, umkreiset ihr Nest —
Die hülflosen Jungen, die halten sie fest!

Und Mitleid ergreift alle Menschen: man sucht
Durch Werfen von Steinen und Stecken,
Durch lautes Gelärme den Vogel zur Flucht
Vom rauchenden Giebel zu schrecken;

O eitles Beginnen! wo sparet der Muth
Der Mutter beim sterbenden Kinde das Blut?

Und schwärzer und dichter bricht's oben hervor,
Hoch schlagen die leuchtenden Flammen;
Schon züngeln sie prasselnd am Reisig empor,
Bald stürzt jetzt der Giebel zusammen:
Und Hoffen und Hülfe die Störchin verläßt,
Sie sinkt, ihre Flügel verbreitend, auf's Nest.

Und — Jesus Maria! schallt's ängstlich, und kalt
Durchschauert's die Menge, denn oben
Erblickt sie im Rauch eines Jünglings Gestalt,
Den sprühende Funken umtoben;
Es hat sein hochschlagendes Herz ihn gemahnt
Und kühn durch die Flammen den Weg ihm gebahnt.

Und Tausende beten: Belohne den Muth!
Und jauchzen: Das Ziel ist errungen!
Hoch hält er empor die gerettete Brut,
Und es folget die Mutter den Jungen:
Und jubelnd von brennender Leiter er springt,
Und jubelnd die Menge den Helden umringt.

Und wo er jetzt wandelt in Stadt und im Land,
Ihm lohnende Blicke begegnen;
Es schütteln die Männer ihm kräftig die Hand,
Die Herzen der Frauen ihm segnen:
Ha! böt ihm ein König für das einen Thron,
Er lachte wohl über den ärmlichen Lohn!

Es haben die Bücher die mannliche That
Mit Freuden der Nachwelt verkündet;
Doch — ungern erzähl' ich es — niemand noch hat
Den Namen des Thäters ergründet:
Doch fehlt uns darüber auch jeder Bericht,
So fehlt er im Buch der Vergeltung doch nicht!

Marc Anton Studiger von Schwyz.

„Sei hoch mir gegrüßet, du heimisches Land,
„So seh' ich nun endlich dich wieder!
„Bald segnet mich Frohen der Elteren Hand,
„Bald seh' ich die Schwestern, die Brüder,
„Und drücke sie alle ans klopfende Herz,
„Und nimmer erneut sich der Scheidenden Schmerz!"

So jubelte Studiger laut, als der Kahn
Bei Brunnen ihn landet; es schmückte
Der Lorbeer sein Haupt, den auf blutiger Bahn
An Afrika's Küste er pflückte;
Er hatte mit Philipp die Mauren bekämpft
Und muthig den Aufruhr der Kühnen gedämpft.

„Es segnet mein Herz dich, du heiliger Herd,
„Es küsset mein Mund diese Scholle,
„Dir, Vaterland, weih' ich nun fürder mein Schwert,
„Zum Dank, den ich billig dir zolle!
„Stets lachte dein Bild mir in freundlichem Licht,
„Beim Glanze des Thrones verbleichte es nicht.

„Wo Früchte und Blumen aus dunklerem Grün
„In brennenden Farben erglühen,

„Und duftender Flieder und edler Jasmin
„Die zaubrischen Lauben umziehen,
„Da dachte ich sehnend der steinigen Flüh'n,
„Wo Rosen der Alpen im Purpur entblühn.

„Und wo der gewaltigen Säulen Pracht
„Hell schimmernd himmelan strebet,
„Die Flamme der goldenen Leuchter die Nacht
„Zum Glanze des Tages erhebet,
„Da schwebte so gerne mein innerer Sinn
„Zum niederen Kirchlein des Rigibergs hin.

„Dort botst du mir, Mutter, beim Abschied die Hand,
„Dort hast du noch für mich gebetet;
„Es hat mich dein Flehen im feindlichen Land
„Aus manchen Gefahren gerettet;
„Denn Gottesgebärerin kennet den Schmerz
„Der leidenden Mutter und schirmet ihr Herz.

„Drum auf zu der Höhe! es ziehet mich fort,
„Hinauf zur geweihten Kapelle!
„Erst grüß' ich den gnadenbescheerenden Ort,
„Dann such' ich die heimische Schwelle:
„Dort preis' ich Mariens erbarmende Huld
„Und löse des frommen Gelübdes Schuld!"

Und muthig begann er die mächtige Höh
Mit Hast zu erklimmen; ihn schreckte
Nicht schneidende Kälte, nicht hemmender Schnee,
Der Halden und Ebnen bedeckte;

Erinnerung schwebte am Fels und am Steg,
Am Bach, im Gehölze und wies ihm den Weg.

Doch, weh' ihm! es treiben die Winde mit Macht
Von des Thales beeiseten Seeen
Hinauf zu den Höhen des Nebels Nacht,
Wie wird es dem Armen ergehen?
Es spähet umsonst sein umschleierter Blick:
Er sieht nicht mehr vorwärts, er sieht nicht zurück!

Die Spur seines Pfades, — sie ist ihm verweht!
Er irret in ängstlichen Kreisen;
Der tröstende Schimmer des Tages vergeht,
Was kann aus der Irre ihn weisen? —
Hier thürmt sich entgegen die felsige Wand,
Hier schreckt ihn der Flühen verräth'rischer Stand.

Sein Rufen um Hülfe — wie schauerlich hallt
Von Felsen, aus Klüften es wieder!
Die Fittig' des Todes umwehn ihn so kalt,
Es erstarren die zitternden Glieder:
Von Thränen des Grams ist das Auge jetzt voll,
Dem erst noch die Thräne der Freude entquoll.

„Den duftenden Kranz, den die Hoffnung mir gab,
„Zerreißet die Hand des Geschickes!
„Sie gräbt mir ein frühes, ein gräßliches Grab
„Am Eingang vom Tempel des Glückes:
„Zerbricht meinem Vater den stützenden Stab
„Und stürzet die Mutter zur Grube hinab!

„So habt ihr umsonst denn gebetet, gefleht,
„Ihr sollt den Ersehnten nicht sehen,
„Der schon vor der Schwelle der Harrenden steht; —
„Das wird nicht, das kann nicht geschehen!
„Es ist eine Stimm', die im Inneren spricht:
„Es sieht dich Maria und lässet dich nicht!"

Und — horch! aus der Ferne erschallet der Ton
Der Glock' in Mariens Kapelle —
Und es steiget sein Jubel zum himmlischen Thron,
Und in seiner Seele ist's helle;
Und bis er erreicht den geheiligten Ort,
Erklingen die rettenden Töne ihm fort.

Er tritt in das Kirchlein: am Glockenseil steht
Mit Ehrfurcht gebietenden Blicken
Ein Greis: der verläßt sein Geschäft nun und geht
Hinaus; und mit freundlichem Nicken
Begrüßt er: doch was er zum Betenden spricht,
Das flüchtige Wort — er verstehet es nicht;

Und folgt ihm — und sucht mit Befremden umher
Und find't nur von eigenen Tritten
Die Spur: — und die Wohnung der Klausner ist leer,
Verschlossen die wirthlichen Hütten: —
Verbanne das Grauen, das leis' dich beschlich:
Maria rief wieder den Engel zu sich!

Von tiefen Gefühlen des Dankes gepreßt,
Durchbetet er selige Stunden;

Und da er das einsame Kirchlein verläßt,
Ist Dunkel und Nebel verschwunden:
Es leuchtet der Mond an dem himmlischen Zelt,
Der freundlich zur Heimath den Pfad ihm erhellt.

Und er weint an der glücklichen Elteren Brust,
Ihn umarmen die Schwestern, die Brüder;
Er erzählt des gekrönten Vertrauens Lust,
Und es tönen lobpreisende Lieder:
„Heil! Heil dem, der stets auf den Himmel vertraut,
„Er hat seine Veste auf Felsen gebaut!“

Der treue Hund.

Ernst sprach der Wirth zum edlen Gast:
„Ihr dürft nicht weiter eilen,
„Noch tobt des Föhnwinds Heulen,
„Der wild in dem Gebirge rast
„Und Schneeeslasten thürmet
„Und donnernd niederstürmet."

Und ängstlich horcht er in die Nacht
Hinaus, und auf die Kniee
Sinkt er: „Jesus Marie!
„Wie's in den Klüften tost und kracht!
„Hört ihr das dumpfe Hallen?
„Gott, die Lawinen fallen!"

Doch Brandenberg stand auf und sprach:
„Mich binden Wort und Ehre,
„Daß heut' ich wiederkehre!
„Glaubst du, es sichre mich dein Dach?
„Will Gott mein Leben enden,
„Steht's hier in seinen Händen.

„Wohlauf, mein treuer Knapp', wohlauf,
„Mein Fido! euer Zittern
„Wird nimmer mich erschüttern:
„Gefahr hebt keine Pflichten auf!

„Uns leuchten Schnee und Sterne,
„Hinaus, das Ziel ist ferne!"

Der Ritter schied; der fromme Wirth
Blieb bang am Feuer sitzend
Und betete, daß schützend
Der Engel, der die Pilger führt,
Zur sichern Thalesweite
Den Rittersmann geleite.

Und sieh! der Morgen graut herauf,
Er legt sich müde nieder:
Da weckt ihn plötzlich wieder
Ein Winseln aus dem Schlummer auf,
Und ängstliches Gebelle
Schallt an des Hauses Schwelle.

Er öffnet: zitternd stürzt der Hund
Des Ritters in das Zimmer;
Sein klagendes Gewimmer
Thut eine böse Mähre kund;
Es eilt der Wirth, voll Schrecken,
Gesind' und Weib zu wecken.

„Wacht auf! ein Unglück ist geschehn!
„Ach, ohne seinen Herren
„Ist Fido da, mit Zerren
„Und Winseln will er Hülf' erflehn:
„Auf, laßt uns eilig gehen,
„Ein Unglück ist geschehen!"

Voraus der Hund: er läuft, und kehrt,
Sie stets zur Eile mahnend;
Sie finden, was sie ahnend
Gesehn: die Laue! — wild verheert
Die Straße; Mann und Knabe
Bedeckt im grausen Grabe!

Und winselnd scharrt der Hund aufs neu'
Und kratzt mit wunden Füßen
In Schnee und Eis; es fließen
Der Rührung Thränen seiner Treu:
Man gräbt und gräbt — und — Freude!
Gerettet sind sie beide!

Da drückt ans Herz mit nassem Blick
Der Ritter den Befreier:
„Du Guter, Lieber, Treuer!
„Du führst mich aus dem Grab zurück!
„Dich lohn' die treuste Pflege,
„Bis ich zur Ruh mich lege."

In Oswalds Kirche zeigt ein Schild
Des Ritters Grab; man stellte
Ein Denkmal auf, gesellte
Zu seinem auch des Retters Bild,
Daß man den Fido ehre
Und Treu' die Menschen lehre.

Struth Winkelried.

Es lebte ein Ritter am gräflichen Hof,
Geachtet von Großen und Kleinen:
Ein Blitz in den Schlachten, ein schützender Thurm,
Ein rettender Fels im verschlingenden Sturm,
Doch gern auch ein Bote des Friedens.

Und wenn in der Halle beim festlichen Mahl
Die rosigen Frauen kredenzten,
Und Becher erklangen die Tafel entlang,
Und Harfen ertönten und Minnegesang,
Blieb immer sein Auge so düster.

Und sank an dem westlichen Himmel das Licht
Des Tages, bestieg er die Warte;
Und wenn dann des Hochgebirgs silberner Kranz
So golden verglimmte im scheidenden Glanz,
Dann netzten ihm Thränen die Wimper.

„Dort drüben, dort lieget mein heimathlich Land,
„Dort drüben, da wohnen die Meinen!
„Gerechtigkeit hat mich von ihnen gebannt,
„Ich stieß, von der Hitze des Zorns übermannt,
„Das Schwert in die Brust eines Freien.

„Jetzt hab' ich so lange, so bitter gebüßt,
„Und Kummer verzehrt meine Kräfte!
„Ich spende an Kirchen und Arme mein Gut:
„Erkauft mir denn nimmer die Reue, das Blut,
„Ein Grab in dem Land meiner Väter?"

Und, horch! eine Mähre durchkreiset das Land:
„Nidwalden verheeret ein Drache;
„Es drohet dem Ländchen ein gräßliches Loos,
„Schon decken das einsame, traurige Moos
„Die Knochen von Menschen und Thieren!

„Hoch über die Berge zieht Alles und flieht
„Im Thale verödete Weiler;
„Es wallen die Büßer mit Kreuzen, es wehn
„Die Fahnen, es hallen die Glocken, es flehn
„Die Priester: Herr, send' uns den Retter!"

Da griff zu der Rüstung der trauernde Held:
„Auf, Knappe! besteige den Renner!
„Durchfliege das Land und durchstürme die Fluth,
„Und sag' meinen Herren, es wünsche der Struth
„Dem Lande sein Leben zu weihen."

Und eh' noch der Renner die Ebne erreicht,
So sattelt er selber den Rappen,
Enteilet voll Kampflust dem gräflichen Schloß,
Und spornet und treibet das schäumende Roß
Der jammernden Heimath entgegen.

Es flog durch das Land, es durchstürmte die Fluth
Der Knapp' und verkündet die Mähre.
Und Alles ruft freudig: „Den binde kein Bann,
„Der zürnend erschlug einen einzelnen Mann,
„Und tausend vom Tode nun rettet!"

Schon harrte der Ritter am Seeesgestad',
Blickt bänglich zur Heimath hinüber:
Und, siehe! — ein Nachen durcheilet die Fluth;
Er ist es, der Knappe! — er schwenket den Hut!
O Wonne! er bringet die Sühne!

Der Ritter springt froh in den landenden Kahn
Und drückt an die Brust den Getreuen;
Greift hastig zum Ruder und steu'rt wieder fort,
Und Thränen der Freude benetzen den Ort
Der Heimath, an dem er nun landet.

Und dankend umringt ihn die Menge und führt
Nach Stans ihn im Jubelgepränge;
Ihm jauchzet der Jugend beweglicher Schwarm,
Es weinen die Mütter, die Kinder im Arm,
Und zeigen den Kleinen den Retter.

Und eh' noch die Sonne zu sinken begann,
Enteilt er den Armen der Freunde;
Steigt muthig hinan zu dem moosigen Land,
In Eisen gepanzert, die Lanze umwand
Ein Büschel der scharfesten Dornen.

Er ruft zu der Höhle am Felsen empor,
Und grimmig erscheinet der Drache;
Stürzt wüthend herab auf die Beute, und bäumt
Sich hoch in die Höhe und zischet und schäumt,
Wildrollend die sprühenden Augen.

Doch tapfer tritt Struth ihm entgegen, und stößt,
Da fletschend die Zähne er öffnet,
Den Speer in den Schlund ihm mit männlicher Kraft,
Und treibet den dornenumwundenen Schaft
Ihm tief in den rauchenden Rachen.

Es windet, es wälzt sich das grimmige Thier:
Vergebens! Gepfählt an der Lanze,
Zerfleischt es der Ritter mit Hieb und mit Stoß;
Den tiefen, weit gähnenden Wunden entfloß
Das schäumende Blut auf den Anger.

Und als es in krampfigen Ringen sich wand,
Verendend das fliehende Leben,
Da schwinget der Ritter sein Schwert durch die Luft,
Hochpreisend den Geber der Stärke, und ruft:
„Heil! Heil uns! Der Sieg ist errungen!“

Und Jubel erschallt von den Höhen, es strömt
Herbei die gerettete Menge,
Dem Ritter zu lohnen die männliche That,
Doch, Jammer! — dem Ersten, der gegen ihn trat,
Sinkt sterbend der Held in die Arme!

Es war von dem Schwert ihm das schäumende Blut
Herunter geflossen zum Leibe;
Und schnell, wie das Feuer die Saaten verzehrt,
War jedes belebende Wirken zerstört
Vom fressenden Gift des Gewürmes.

Laut scholl jetzt die Klage am traurigen Moos,
Doch freudig verathmet der Ritter
Und ruft, da der Tod schon sein Auge verhüllt:
„Ich preise den Herren! Mein Wunsch ist erfüllt!
„Ich finde ein Grab bei den Meinen!"

Und dankbar verkündet die Drachenkapell'
Die That noch den spätesten Zeiten.
Ein herrliches Loos hat der Ritter erreicht:
Wem dankend die Krone das Vaterland reicht,
Den zieret die schönste der Kronen!

Die Versöhnung

oder Ulrich zur Kinden von Zürich und Arnold von Winkelried von Unterwalden. Ao. 1499.

An Thurgaus Grenze lag der Kaiser,
Und um ihn her des Adels Macht:
Ihm, wähnt er, müss' es doch gelingen,
Das Hirtenvölklein zu bezwingen,
Und dachte sich den Plan der Schlacht.

Vorüber lag die Schaar der Schweizer,
Mit Muth im Herz und Kraft im Mark,
Bereit, den Adel, sollt' er's wagen,
Zum fünften Mal aufs Haupt zu schlagen,
Froh jauchzend: „Eintracht macht uns stark!"

Doch Eintracht floh zwei Heldenherzen,
Die einst der Zufall feindlich schied;
Und, daß dabei das Land nicht leide,
Beschied des Zuges Führer beide,
Zur Kinden und von Winkelried.

„Es droht Gefahr der guten Sache,"
Sprach er, „wenn Zwist die Brüder trennt;
„Versöhnt euch, Freunde, oder schwöret,
„Daß ihr, so lang die Fehde währet,
„Die eigne Streitigkeit nicht kennt."

„Wir schwören's!" riefen beide Krieger;
„Gerecht ist das, was ihr begehrt!
„Nie soll man uns als Feinde sehen,
„Doch wenn des Friedens Palmen wehen,
„Dann ende unsern Streit das Schwert!"

Und einst, als bei des Lagers Wache
Zur Kinden stand, drang ein Geschrei
Zu ihm: daß Winkelried umgangen,
Beim kühnen Streifen aufgefangen,
Vielleicht wohl gar erschlagen sei.

Und hin stürmt er, wie Gottes Wetter,
Haut ein! Es fällt was widersteht,
Und Winkelried sieht sich gerettet
Von Schand' und Tod, und losgekettet
Läßt ihn Zur Kinden stehn, und geht.

Doch sieh! bald trabet der Befreite
Auf reich geziertem Roß herbei,
Von stolzem Bau und starken Hufen,
Und laut ertönt des Reiters Rufen:
„Wer zeigt mir, wo Zur Kinden sei?

Und Streit besorgend eilt die Menge
Zu scheiden, und der Führer fällt
Ihm in den Zügel, ruft entrüstet:
„Wo bleibt dein Wort?" und kampfgerüstet
Tritt jetzt Zur Kinden vor sein Zelt.

Doch Winkelried springt von dem Rappen
Und spricht: „Entblöße nicht dein Schwert,
„Mein Retter! Höre mein Begehren:
„Willst du des Herzens Dank nicht hören,
„So nimm doch mein erkämpftes Pferd!“

Und tief bewegt ergreift die Rechte
Zur Linden, die ihm jener bot:
Des Herzens Rinde ist zersprungen,
Die Helden halten sich umschlungen,
Und Alles jauchzt und danket Gott.

Und im Gezelt des Führers kreiset
Der Sühne Becher; froh entfliegt
Beim Freudenmahl die Nacht, man singet:
„Ein Held ist, der den Feind bezwinget,
„Ein größrer, wer sich selbst besiegt!“

Graf Walraff von Thierstein.

(Der groß Erdbidem in dem Basel zerfiel was an S. Lucastag [18. October] Mccclvj.)

Graf Walraff von Thierstein ritt über die Heid,
Synem liebsten Fründe gab er das Geleit,
Nach Basel wollte der kehren,
Er hatte wol manchen Tag vnd Nacht
In Lust vf dem Pfeffinger Schloß verbracht,
Vnd gewünscht so möcht's ewiglich währen.

Hör, Walraff, so hub der von Berenfels an,
Ich gloube du bist der glückseligest Mann,
Wyt vmb vf diser Erden;
Du hast ein kluges ein frommes Wyb,
Vs edelem Stamm vnd von herrlichem Lyb,
Vnd von adelichen Geperden.

Du hast am Blawen das beste Schloß,
Hast Land vnd Leute vnd Rychthumb groß,
Dazu vil Gönner vnd Fründe,
Du hast dyn Lebtag nur Glück vnd Fall,
Die schönsten Pferde in dynem Stall,
Vnd die besten Falken vnd Hünde.

Graf Walraff daruf zu dem Berenfels sprach:
Du pryfest wol billigklich myn Gemach,
Doch hast du noch Großes vergessen:
Ich habe ein Knäblin so grad wie ein Bolz,
Das blickt einem jeden ins Auge so stolz,
Wird einst mit dem Kühnsten sich messen.

Ich habe noch fürder ein zweytes Gut,
Das macht mich so frewdig vnd hochgemuth,
Vast glych wie der Knab vnd die Frawe:
Ich hab einen Fründ, vnd diser bist du,
Myn Berenfels, dem ich mit Frewde vnd Ruw
Gut, Leben vnd Ere vertrawe.

Sy sprachen noch dises, sy sprachen noch das:
Ein Priester trabte die nemliche Straß,
Vnd hört die glorierenden Worte;
Er grüßte die Herren vnd ritt fürbas,
Lut sewfzend: Das Glück ist zerbrechliches Glas,
Gar öfter zum Vnglück die Pforte.

Graf Walraff fuhr jn fast zürnend an:
Was geht dich, Pfäfflein, die Rede denn an —
Thu anderen prophezeyen.
Muß, wenn ein Vögelein sich erschwingt
Vnd lustig in dem Gezwyge singt,
Denn steß ein Rabe dryn schreyen?

Sagt Dank dem Raben wenn er warnt;
Von Hochmuth iſt die Welt vmbgarnt,
Die Demuth ligt fyndtlich gebunden;
Es flieht die Rotte der Sünder das Haus
Des Herren, vnd wühlet in Saus vnd in Braus,
Die Tugend iſt gänzlich verſchwunden.

Gotz Marter, wann haſt du denn vsgeſchwätzt,
Rief Berenfels zornig zu jm, vnd hetzt
Wol vf ſynen Klepper die Hunde;
Der ſprang erſchrocken gar hoch empor,
Der Prieſter Zügel vnd Zaum verlor,
Lag ächzend vf dem Grunde.

Spar, rief der Ritter, hinfür dyn Wort
Bis daß du ſtehſt an dem rechten Ort,
Vnd habe dir das nun zur Buße.
Du predigſt ſo ernſtlich der Demuth Bahn,
Wolan, ſo fang by dir ſelber denn an,
Vnd gehe wie Criſtus zu Fuße.

Der Prieſter rief dem Ritter nach:
Ich überlaſſ es des Herren Rach,
Den Schimpf an dem Diener zu rächen;
Gedenke des Worts, du entgeheſt jr nicht,
Es drohet vns allen ein ſchweres Gericht,
Das ſtraft wol ouch diſes Verbrechen.

Die Ritter gaben den Pferden die Sporn,
Sy bliesen ein frewdiges Stücklein ins Horn
Vnd jagten wol über die Heide;
Sy jagten wol hin bis zum steinernen Crütz
Vnd schyden daselbsten dann beyderseyts
Mit schmerzlich empfundenem Leyde.

Der Graf trat still synen Heimweg an,
Im wars er sey nur ein halber Mann,
Sytdem er vom Fründe geschiden.
Bald kam er zurück an des Zankes Ort,
Er suchte den Priester, doch der war fort,
Er wollte mit im sich befryden.

Das plagt jn, vnd wie er nun wyter ritt,
Syn frewdiger Muth stetz rückwertz schritt,
Vnd wurde je länger je kleiner;
Der Wind bließ so heiß vnd die Luft war so schwer,
Es schossen die Vöglein so ängstig vmbher,
Als jagte der Falken sie einer.

Vergeblich zog er den Zaum empor,
Syn muthiges Roß hieng Kopf vnd Ohr,
Vnd dicht an syne Hufen
Drängt sich der rüstigen Hunde Paar
So furchtsam als nahte die größte Gefahr,
Vnd wimmerte, thät er jm rufen.

Und als er gen Esch in das Dörflin kam,
Da sah er im Feld vnd in Straßen bysamm
Wol manches Häufelein Leute.
Sie schawten gar ängstig zum Himmel hinan,
Vmbringten den Grafen sobald sy jn sahn,
Zu fragen was disses bedewte.

Es weht vs den Bergen die Luft so heiß,
Es blicket die Sonne so trawrig wyß
Hervor vs dem grawen Gewölke,
Es fladern die Hühner im Creyse vnd schreyn,
Die Tuben sy stürmen bald vs vnd bald yn,
Vnd es knistert im Hus das Gebälke.

Die Rinder erheben ein lutes Geplär,
Sy jrren wie toll vf der Weide umbher,
Ach, sagt, was soll disses bedewten? —
Was disses bedewtet das kennet nur Gott,
Ich sorge, es drohe vns schreckliche Noth,
Thut ewch zu dem Schlimmsten bereiten.

Es zittert wie Espen des Grafen syn Roß,
Er spornt es hinuf zu dem mächtigen Schloß,
Es hewlen im Hofe die Rüden;
Es tritt jm entgegen, den Knaben im Arm,
Die Gräfinn vnd sewfzet, daß Gott erbarm,
Was ist vns wol Böses beschyden?

Das Knäblin es findet nicht Schlummer nicht Ruw,
Vnd fallen jm doch syne Aügelein zu,
Es juchzt ja ouch dir nit entgegen. —
Was Böſes vns drohe, das kennet nur Gott,
Ich fürchte, es nahen ſich Jammer vnd Noth
Mit harten zermalmenden Schlägen.

Die Gräfinn ſchließt bang in jr Zimmer ſich yn,
Sy legt in die Wiege das Knäblin hinjn,
Kniet betend dann neben jm nider.
Graf Walraff durchirret den Hof vnd das Hus,
Sieht forſchend bald oben bald vnten herus,
Vnd kehrt jmmer ängſtlicher wider.

Vnd trawrig erſchallen tief vnten im Thal
Die Glocken zur Veſper, jr klagender Hall
Ertönet wie Grabesgeläute —
Da toſets, da rollts in der Erde ſo ſchwer,
Es kniſtert, es kracht im Gebälke umbher,
Vnd die Wände ſj wanken zur Syte.

Vnd dreymal ernewt ſich der heftige Stoß,
Dann folgt eine bängliche Stille im Schloß,
Vnd kniend fleht Alles zum Herren:
Barmherziger, ſchütz vns, das iſt die Gefahr,
Die vnbekannt ängſtigend vber vns war,
O laſſe nie wider ſj kehren.

Vnd ruwig blybts lange, vnd Hoffnung kehrt yn,
Ach — aber das Knäblin fährt fort zu schreyn,
Vnd ist doch die Nacht schon am Himmel —
Da stocket von newen des Blutes Lauf,
Denn lauter vnd lauter vom Hofe herauf
Tönt der Thiere verworrnes Getümmel.

Es stürzen die Knechte voll Schrecken herby,
Die furchtbaren Zeichen erschynen vfs new,
Es ist vns noch Härtres beschyden.
Laut brüllend die Ochsen am Barren ziehn,
Es stampfen die Pferde vnd wollen entfliehn,
Vnd gräßlicher hewlen die Rüden.

Vnd hört jr, wie draußen im Tannenwald
Das Schreyen der Raben vnd Krayen erschallt,
Vnd der Dullen vom Thurme hernider?
Die Speise der Falken ligt vnberührt da,
Sj stehn vf der Stange wie nie man sj sah,
Mit struppigem wildem Gefider.

Vnd als es kam vmb die zehnte Stund,
Da brüllt es von newem im Erdengrund,
Vnd dröhnet wie Donnergetöse.
Es wanken die Wände mit lautem Gekrach,
Es rollen die Ziegel herab von dem Dach,
Vnd es reißt als ob alles sich löse.

Es berſten die Mauren mit ſchröcklichem Knall,
Es ſtürzen zu Thale mit donnerndem Fall
Gewaltige Wehren vnd Zinnen.
O Jeſus Maria, das Kämmerlein
Der betenden Gräſinn bricht krachend ouch yn,
Vnd ſj vnd jr Kind ſind darinnen.

Es ylet Graf Walraff mit Jammergeſchrey
Bergabwertz, er ruft ſyne Leute herby,
Bringt ylends hellleuchtende Brände.
Die jammernden Diener ſj halten jn nicht,
Die ſtürzenden Trümmer ſj ſchrecken jn nicht,
Er ylt daß ſyn Liebſtes er fände.

Doch weh, wer durchdringet den furchtbaren Graus
Zertrümmerten Maurwerks von Thürmen vnd Haus,
Vnd die Stöße zerſplitterter Bäume!
Sj ſytwertz zu ſchaffen vermag keine Macht,
Es zeigt nur der Tag, wenn er wider erwacht,
Zum Pfad die geeigneten Räume.

Vnd zehenmal noch in der nemlichen Nacht
Erneut ſich der Jammer, es praſſelt, es kracht
Ins Thal hinab friſches Getrümmer.
By jeglichem Stürzen durchſchnydet der Schmerz
Den Grafen vnd tödet im bangenden Herz
Der Hoffnung kaum glimmenden Schimmer.

Verzwyfelnd durchschowt er das wyte Thal,
Vnd nahe vnd ferne — ach überall
Ist eben der Jammer verbreitet.
Es stürzen hier Burgen, dort Wohnungen yn,
Vnd ringsumb vernimmt er ein gräßliches Schreyn,
Vnd vm Hülfe manch Glöckelein läutet.

Vnd fürchterlich dröhnt es von Basel her,
Ein Wolkengebirge schynt schwarz vnd schwer
An syne Gibel gekettet.
Es größert vnd größert, wallt höher empor,
Jetzt schlagen hellleuchtende Flammen hervor,
Vnd der Himmel steht furchtbar geröthet.

Vnd endlich entschwindet die schröckliche Nacht,
Der jammerenthüllende Morgen erwacht,
Schon schawt vs den Trümmern des Schlosses
Der Graf in die wilde Verheerung hinab,
Vnd sucht mit Entsetzen das blutige Grab
Des Kinds vnd des Ehegenosses.

Vnd wyt vmb erschallet syn jubelndes Schreyn,
Er sieht sj, die Gräfinn, sj sitzt am Gestein,
Dem Kind ist am Busen gebettet —
Vnd vnten ist Walraff — er weiß es nicht wie —
Vnd hält in den zitternden Armen sj,
Die Gottes Erbarmen gerettet.

Er windt sich mit jr vs dem furchtbaren Graus
Der Trümmer mit Müh vnd Gefahren hinaus,
Vnd es jauchzt syn Gesind jm voll Frewde —
Ach, aber da kommen jm Schlag vber Schlag
Die trawrigsten Kunden den ganzen Tag
Von Schaden vnd Jammer vnd Leide.

Wol ist jm gerettet syn köstlichstes Gut,
Was aber die Folge des Falles thut —
Wie darf er da Gutes wol hoffen?
Es grawt jm hinus in das Leben zu sehn,
Denn vberall drohen Gewitter, es stehn
Nur dornige Pfade jm offen.

O Walraff, wo ist dyn gewaltiges Schloß,
Wie härtiglich lydet dyn Rychthumb groß,
Wo sind dyne Falken vnd Hünde?
Wo sind dyne Pferde, die schönsten im Land?
Ach alles ist hin, vnd den Vntergang fand
Ouch mancher der Gönner vnd Fründe.

O Walraff, wo ist dyn geliebtester Freund?
Er, dem du so hohes Vertrawen beschеint —
Nie siehst du vf Erde jn wider.
Er floh zu Sanct Peter hinuf durch den Rain,
Da stürzten bym Brügglin die Ringmauren yn,
Vnd schlugen den Fliehenden nider.

O Walraff, wie hat sich dyn Glück verkehrt,
Des Priesters Wort wird zum schnydenden Schwert,
Wie hart ist der Hohn nun gerochen.
Wol tilget die Zyt der Verheerungen Graus —
Erbawet steht wider dyn mächtiges Haus,
Doch blybet der Muth dir gebrochen.

Drum wallst du so finster am Lucas-Tag,
Wenn jährlich die Basler des Schicksals Schlag
Dem Angedenken ernewen,
Als Armer gekleidet im grawen Gewand,
Die brennende Kerze in zitternder Hand,
Zum Dom in der Büßenden Reihen.

Vnd endet die Feyer, so wankest du dann
Die Todtengasse so trurig hinan,
Sanct Peters Brügglein zu sehen,
Vnd betest an diser vnheimblichen Stell
Für dynes erschlagenen Fründes Seel,
Vnd scheydest mit brennenden Wehen.

Zu Pfeffingen in dem gewaltigen Hus
Da schawst du so einsam zum Fenster hinus —
Sj ist dir zu Grabe getragen,
Die edle Gefährtin, des Schlosses Kron —
Vnd wo ist dyn starker, dyn muthiger Sohn?
By Sempach da ligt er erschlagen.

Zu Pfeffingen in dem Rittersaal
Da rüstet die Frewde kein gastliches Mahl,
Da schallen nie fröhliche Klänge —
Dort sitzst du — das silberne Haupt in der Hand —
Betrachtest vf künstlich bemaleter Wand
Der Bilder ernstsprechende Menge.

Du sihst dynes mächtigen Huses Fall,
Du sihst dyne Gattinn hinab in das Thal
Durch schützende Engel getragen —
Du sihst dynen Fründ, der vf yliger Flucht
Durch Trümmer vnd Lychen zu retten sich sucht,
Von stürzenden Mauren erschlagen.

Du schawest von Basel den furchtbaren Brand —
By sechzig zerfallener Burgen im Land,
Vnd Haufen von Wunden vnd Todten,
Schawst trostloses Volk vf den Feldern zerstrewt,
Vnd Ruchlose, höhnend die schreckliche Zyt,
Zum Raube zusammen sich rotten.

Vnd öber dem Jammer, vs finsterer Luft,
Ein Engel bewehrt mit dem Racheschwert ruft
Des Priesters verhöhnete Worte:
O ytele Menschen, erkennet ewch bas,
Vnd wisset, das Glück ist zerbrechliches Glas,
Gar öfter zum Vnglück die Pforte.

Künstlerlieder.

Künstlergefühl.

Sorgsam wartet ihrer Kinder
Die allgütige Natur;
Aber ihre süßern Freuden
Spendet sie dem Künstler nur.
Und in lichter Hülle
Schenkt, aus ihrer Fülle,
Sie ihm feinere Gefühle,
Aufzusuchen ihre Spur.

Sanft spricht sie im Abendhauche,
Wenn die Sonn' sich scheidend neigt;
Hehr und groß, wenn das Gewitter
Dröhnt und Wälder niederbeugt;
Röthet ihm die Höhen,
Lockt zu stillen Seeen,
Winket ihm zur hohen Feier,
Wenn der Mond am Himmel steigt.

Mit der Macht, sie zu empfinden,
Goß die gute Geberin
Kunst, die wechselnden Genüsse
Zu verewigen, in ihn;

Und durch ihre Güte
Welkt der Freuden Blüthe
Um die Phantasie geranket,
Immer grünend, niemals hin.

Hehr erglühn der Zukunft Bilder
Durch den Flor, den er zerriß,
Und die Vorzeit athmet wieder,
Die er kühn dem Grab entriß.
Führt zu Nationen
In die fernsten Zonen
Und von Grönlands weißer Küste
In Neapels Paradies.

Von des Schlachtfelds blut'gen Scenen,
Wo des Todes Schauer wehn,
Eilt er zu des Dorfes Reihen,
Die auf grünem Plan sich drehn;
Läßt durch Marmorhallen
Fromme Priester wallen,
Aus der Unschuld reinem Becher
Trinkt er in Arkadien.

Durch den hohen Zauber mächtig,
Den Natur ihm freundlich gab,
Folgt der Leidenschaften Menge,
Freud' und Trauer seinem Stab.
Er entlockt Zähren,
Hebt zu höhern Sphären,
Fühlt und gibt Gefühl, vom Engel
Bis zum niedern Thier hinab.

Diesen Sinn für jedes Schöne,
Der uns junge Rosen bricht
Und um unsre Scheitel windet,
Kauft der Erde Reichthum nicht.
Unter der Aegide
Blühet reiner Friede,
Und des Lebens trüb're Tage
Werden heller durch ihr Licht.

Wenn der Wintersturm des Alters
Ihn wie welke Halmen beugt
Und des Schlafes ernster Bruder
Auch für ihn die Fackel neigt,
Winkt mit Muttertreue
Ihm Natur aufs neue,
Weist ihm, wie der morschen Hülle
Froh der Schmetterling entsteigt.

Sorgsam wartet ihrer Kinder
Die allgütige Natur;
Aber ihre süßern Freuden
Spendet sie dem Künstler nur!
Singt in frohen Chören,
Brüder, sie zu ehren!
Nützt die feineren Gefühle,
Zu verfolgen ihre Spur!

Lied

bei einem Schmause der Künstlergesellschaft gesungen, wo auf der Tafel-Mitte statt Sürtout ein Fäßchen Wein stand.

Auf der Großen Tafel glänzen
Gold und Silber in Trophä'n,
Feenschlösser, Gärten, Tempel,
Und auf den Altären stehn
Gläserne Unsterblichkeiten,
Zuckerhelden, Butterruhm,
Zwang und Langeweile sitzen
Leise fluchend ringsherum.

Hier sind keine Marmorfreuden
Und kein Scherz von Porzellan,
Unsers Tisches einz'ge Zierde
Lächelt jeden freundlich an.
Um das nektarvolle Fäßchen
Blühet die Zufriedenheit,
Und in seiner Atmosphäre
Athmet nichts als Fröhlichkeit.

Wohl! Vor seiner Macht verstummet
Der Politik lautes Schrei'n,
Und wir lassen für uns alle
Meister Sirach prophezei'n.

Bleibe dort, durch Cabalieren,
Jedes Gute unerfüllt;
Heiße dort ein guter Bürger,
Wer am meisten schimpft und brüllt.

Alles tritt aus seinem Gleise,
Alles stockt in seinem Lauf,
Und der Kram der neuen Rechte
Räumet kein Jahrhundert auf.
Auch der Physik alte Lehren
Leiden Noth, da find't sich ja,
Hier an unserm ganzen Tische,
Keine Vis centrifuga.

Nur aus unserm trauten Kreise
Wählen wir uns Helden aus,
Und der Fröhlichste von allen
Sei der König von dem Schmaus.
Witz und muntre Laune theilen
Sich elektrisch ringsherum,
Und der Refrain unsers Liedes
Sei das edle: Homo sum!

Scheuen unsrer spätern Jahre
Abenteuer fremden Blick,
Kehren wir mit Wohlbehagen
In die Knabenzeit zurück.
Unsre Staatsministerstreiche
In den Schulen, dumm und klug,
Unsre Kriegs- und Schlachtgebräuche,
Geben lange Stoff genug.

Witz und frohe Schwänke strömen
Gaukelnd mit dem Wein heraus,
Und des Lachens Pausen füllet
Unser Fäßchen lieblich aus.
Wie der Wein in diesem sinket,
Steigt des Scherzes leichter Schwung,
Und die frohe Stimmung reifet
Mählig zur Begeisterung.

Horcht dem Fäßchen zu! Sein Rinnen
Murmelt uns die Lehre zu:
„Schlicht von Außen, reich von Innen
„Bin ich, Freund, so sei auch du!
„Jeder thu', wie ich, das Seine,
„Jede Sorg' werd' weggewischt,
„Jeder schaff' in seinem Kreise
„Freuden, bis auch er verlischt!"

Im Sihlwald

in Salomon Geßners Wohnung gesungen den 9. Mai 1802.

Sein Brustbild stand bekränzt auf der Tafel.

Nur an deinem Mutterherzen
Lebt man kummerfrei, Natur!
Und des Frohsinns lautes Scherzen
Tönt in deinen Hallen nur.
Fern von dir bedrohn und schrecken
Gram und Sorgen unsre Ruh,
Aber deine Schatten decken
Sie dem Auge gütig zu.

Hier, wo Geßner dich gefunden,
Lachst du jedem freundlicher,
Und der Vorzeit goldne Stunden
Gaukeln lieblich um uns her.
Horch! es schallen seiner Leier
Silbersaiten in mein Ohr,
Und dies Thal voll stiller Feier,
Rief sein Zauber es hervor?

Tannenhaine, ernst und graulich,
Laden dort zum Denken ein,
Hier ein Hüttchen, still und traulich,
Wo man ruft: o wär' es mein!

Seht den kühlen Ort zum Baden
Und die neu beblümte Flur:
Ach, die plätschernden Najaden
Fehlen zu dem Ganzen nur!

Diesen frohen Ort staffiren
Wir mit unsrer Gruppe aus;
Paradiese selbst verlieren,
Stößt den Menschen man daraus.
Geßner, sähst du jetzt die Hütte
Und dein freudefülltes Thal,
Traun! du kämst in unsre Mitte,
Und es wär' ein Göttermahl.

Aber, ach! dein Bild nur schmücket
Unsern Kreis: mag immerhin
Manches fehlen, man erblicket
Dich, Geliebter, doch darin,
Wie man dich nach Hirtensitte
Froh im Kreis der Deinen fand,
Wo dein Herz und deine Hütte
Jedem Guten offen stand.

Fremd und heimisch, wer's auch mochte
Sein, willkommen dir war er;
Aber wann ein Künstler pochte,
Oeffnetest du eiliger.
Und du zeigtest ihm, und treuer
Zeigt kein Freund, des Schönen Spur,
Und mit nie gefühltem Feuer
Huldigte er der Natur.

Folgte deiner Leier Tönen,
Deinem Pinsel in das Land,
Wo er Vollgenuß des Schönen
Und den Engel Unschuld fand.
Und sein Schönheitssinn ward größer,
Ausgebildeter von dir,
Und an Kunst und Seele besser
Schied er segnend dann von hier.

Stille Wohnung, wir auch scheiden
Segnend, ach, zu schnell von dir,
Und den Kranz der heut'gen Freuden,
Geßner, danken dir auch wir!
Deine Büste, schmückt mit Nelken
Und mit jungen Rosen sie:
Zwar die Blumen werden welken,
Aber unsre Liebe nie!

Künstler-Frohsinn.

Zum erstenmal auf dem Albis gesungen den 15. Mai 1803.

Wer sich Blumen streuen will
Auf des Lebens Pfade,
Blinzle oft und schweige still,
Lasse fünf gerade:
Freudig kreist der Zeiten Lauf,
Setzt man Rosenbrillen auf.

Täglich, Freunde, pinseln wir
Eine große Lehre:
Daß, wenn Lebensnoth nicht wär',
Lebensfreud' nicht wäre;
Kraftlos bleibt ein Bild und matt,
Wenn es keine Schatten hat.

Wie beim Gift der Schmetterling
Find't gesunde Beute,
Finden wir bei jedem Ding
Eine helle Seite:
Drum den Trinkspruch ausgebracht:
Es ist alles gut gemacht!

Schwäche und Stupidität
Laßt uns nicht bewinseln,
Wenn es keine Pinsel hätt',
Gäb's nicht viel zu pinseln:
Ohne Menschenneitelkeit
Käm' des Künstlers Glück nicht weit.

Sei's im Philosophen-Staat
Trüber oder heller:
Wo es fette Klöster hat,
Gibt's auch volle Keller.
Füllt der Wucherer sein Haus,
Leert's sein Erbe wieder aus.

Zieren unser Tischchen auch
Keine Aalpasteten,
Pfuschen dann an unserm Bauch
Keine Facultäten:
Hunger ist der beste Koch;
Tiefgesessen fällt nicht hoch.

Wir sind keine Waterloo's,
Keine Raphaele,
Claude's und Correggio's —
Drob sich keiner quäle!
Auch dem Mindersein gebricht,
Scheint's auch dunkel, nicht das Licht.

Ständen wir schon oben auf
Auf der Künstlerleiter,
Dort erlahmte unser Lauf,
Denn man kann nicht weiter.

Ach! und alles in der Welt,
Was nicht höher kann, das fällt!

Kommen wir dann immerhin
Nicht zur höchsten Sprosse,
Bleibe nur ein froher Sinn
Unser Reis'genosse!
Leichter Sinn und froher Muth
Sind des Künstlers höchstes Gut!

Reise-Lied für Fußgänger

zur Künstlergesellschaft in Zofingen.

Habt ihr
Satt euch gepackt —
Lustig! den Rock auf die Schulter gepackt!
Ihr munteren Maler, wo wallet ihr hin?
Zofingen, Zofingen das liegt uns im Sinn!
Frisch geht's durch's glückliche Ländchen fort,
Der Kuß der Freundschaft erwartet uns dort!
Singt mit
Fröhlichem Muth,
Singend marschirt's sich noch einmal so gut.

Sucht ihr
Vollen Genuß,
Nehmt euer Ränzel und wandelt zu Fuß.
Laßt rollen den Wagen, laßt traben das Pferd,
Dem Waller sind höhere Freuden beschert.
Der Mai mit lachendem Angesicht,
Er guckt in den dumpfigen Wagen nicht,
Da er
Unser sich freut
Und uns mit silbernen Blüthen bestreut.

Sucht ihr
Vollen Genuß,
Nehmt euer Ränzel und wandelt zu Fuß.
Das Wirbeln der Lerche, des Finken Gesang,
Die duftenden Blumen die Straße entlang,
Des Quells Gemurmel im kühlen Moos,
Das trauliche Plätzchen in Waldes Schooß,
Zephyrs
Schmeichelnder Kuß — —
Alles verschönert das Reisen zu Fuß.

Sucht ihr
Vollen Genuß,
Nehmt euer Ränzel und wandelt zu Fuß.
Das Rasseln des Wagens macht dämisch und taub,
Man schmachtet und lechzet im wirbelnden Staub.
Stellt Durst und Hitze bei uns sich ein,
Der Baum gibt Schatten, der Wirth gibt Wein!
Lieschen
Schenkt uns so gern,
Kennt ja die lustigen Maler von fern.

Seht da
Ueber dem Zaun,
Wie uns die rosigen Mägdlein beschaun!
Wir sähen's im Wagen — und müßten vorbei!
So haben wir's besser! Wir treten herbei:
Man läßt in fröhlichen Scherz sich ein,
Und gibt uns beim Scheiden das Fingerlein;
Ziehn wir
Wieder durch's Land,
Bleibt's nicht beim Finger, man läßt uns die Hand.

Schneller
Wandeln wir fort,
Munter, ihr Freunde! es nähert der Ort!
Schon glänzt vergoldet vom Abendstrahl
Des Kirchthurms Spitze im freundlichen Thal,
Und aus den blühenden Bäumen hervor
Hebt hoch seine Zinnen das alte Thor;
Dort hin!
Bieder und warm
Schließet die Freundschaft uns alle in Arm!

Seht die
Herberg nun auch!
Lustig entwirbelt dem Schornstein der Rauch!
Es kocht, es siedet, es backt, es schürt —
Die wackre Wirthin, der muntere Wirth:
Die Fisch', die Krebse, den indischen Hahn —
Verschrieb er uns alles aus Canaan.
Nun dann
Fröhlich Trepp' an!
Heißa! das lustige Leben geht an!

Einladung

zu der allgemeinen schweizerischen Künstlerversammlung in Zofingen.

In zartbelaubten Zweigen spielen
Die lauen Lüfte; Thal und Fluh
Bedeckt der Blumenteppich wieder,
Die Vögel singen Liebeslieder,
Und alles jauchzt dem Frühling zu.

Des Künstlers Busen schwellt ein Sehnen,
Er muß in Gottes Welt hinaus;
Der Städte dumpfiges Gemäuer
Erstickt des Kunstsinns schönes Feuer
Und löscht wohl gar die Flamme aus.

Er find't an deinem Mutterherzen,
Natur, was trauernd er vermißt;
In deinem hehren Heiligthume
Entfaltet sich die schöne Blume
Der Phantasie, vom West geküßt.

Und Muth und Kraft erwachen wieder,
Die Flamme lodert himmelwärts!
Er huldiget der Kunst aufs neue,
Und, daß er doppelt sich erfreue,
Wünscht er sich eines Freundes Herz.

O Künstler, komm in unsre Mitte!
Wir bieten dir die Hand! Es strebt,
Durchglüht von süßem Mitgefühle,
Hier jeder nach dem schönen Ziele,
Das hehr vor deiner Seele schwebt.

O Künstler, komm! Auch dich umschließe
Der schöne Bund, der uns vereint;
Wo Liebe gern den Schwächern hebet,
Des Hoffnungsarmen Muth belebet
Und treu mit dem Verkannten weint.

Der Mißgunst krüppelhafte Seele,
Sie, die ihr Gift im Finstern streut
Und kalt das Glück vom Bruder wendet —
Sie flieht — und keine Stirne schändet
Ihr Siegel der Verworfenheit.

Nicht Neid, nicht dummer Eigendünkel
Entweiht der Freundschaft Heiligthum.
Wir jubeln, wenn Verdienstekronen
Die höhre Kunst des Bruders lohnen,
Denn Eines Ruhm ist Aller Ruhm!

Schlagt Hand in Hand, ihr trauten Brüder
Und knüpft es fest, das schöne Band!
Der Pfad zur Kunst ist weit und gähe,
Und jene glanzumstrahlte Höhe
Erreicht man nur an Freundes Hand.

Des Malers Sehnsucht
nach dem Esel mit Geldsäcken.

Das Glück besucht mich nur im Traum,
Und ach! entflieht am Morgen.
Wie Bienlein den entblühten Baum,
Umsummen mich die Sorgen.
O stände der Esel mit Säcken doch da!
Und hört' ich nur einmal sein frohes I—a!
I—a! I—a! I—a! I—a!
Ach wäre der Esel mit Thalern da!

Vergebens sitz' ich früh und spät
Auf meinem Jammerstuhle,
Und mal' Geschichte und Porträt,
Im Styl von Davids Schule!
O stände ꝛc.

Seht, wie ein Bild das andre drängt
Auf Tischen und auf Bänken!
Mit Leinwand ist die Wand behängt —
Und fehlet in den Schränken!
O stände ꝛc.

Wohl kommt man, meine Kunst zu sehn,
Und lobet mit Entzücken;
Doch, wenn die Leutchen wieder gehn,
Spukt's hinter meinem Rücken!
O stände ꝛc.

Mit Reverenz und Schmeichelei'n
Such' ich Mäzenengüte;
Was bringt mir das Scharringeln[1] ein?
Zerrißne Schuh und Hüte!
O stände ꝛc.

Was hilft mir die Gewogenheit
Von hundert edeln Seelen,
Die mich der ganzen Christenheit
In ihrem Buch empfehlen?
O stände ꝛc.

Da kommt ein Kritikus, erzählt
Die Länge und die Breite,
Und zeigt ums Honorar der Welt
Gar meine Hinterseite!
O stände ꝛc.

Behäng' ich auch ohn' Unterlaß
Die Kunstverlegerbuden,
Auch dort erscheint kein Messias —
Ich seufze mit den Juden!
O stände ꝛc.

1 Kratzfüßeln.

Mein sanftes Weibchen knurrt und billt:
„O weh! das Sperlingsfutter!“
Was hilfts? aus meinen Töpfen quillt
Nur Oel und Malerbutter!
O stände ꝛc.

Und treibt der Unmuth mich zuletzt
Aus meinem Rattenneste,
So weicht er nicht von mir, und hetzt
Mich hinter die Paläste.
Es wurmt mich im Herzen, ich rufe: haha!
Das Gold ist gefunden! der Esel ist da!
Hört ihn iahn, iahn, iahn! —
Ach! daß ich den Grauen nicht abpacken kann!

Künstler-Schicksal.

Drei Thaler verdien' ich, zuweilen auch vier
Des Tages, mein goldiges Mühmchen!
Das macht in zwölf Monden — es schwindelt mir schier!
Potz Stern! welch ein himmlisches Sümmchen!
Da mußt du mir Perlen im lockigen Haar
Und Shawle von Cashemir tragen!
Droht Regen den seidenen Strümpfchen Gefahr,
So rollen wir lustig im Wagen!

Schön Mühmchen, sie lächelte freundlich und zählt'
Der Fingerchen rosige Endchen;
Fand, daß an der Summe kein Hellerchen fehlt,
Und gab mir ihr niedliches Händchen.
Das war eine lustüberströmende Welt,
Wie noch keine Dichter sie malten!
Hätt jemand mir einen Apostel bestellt,
Er hätt' einen Jokus erhalten.

Was mußte des Lebens prosaisches Schrei'n
Aus goldenen Träumen uns wecken!
Es stellten die Monden sich regelrecht ein,
Doch blieben die Thälerchen stecken.
Die Säcke, die Liebchen, der Hoffnungen voll,
Umsäumte mit hellgrünen Fädchen,
Ich fürchte, sie werden am Ende noch wohl
Zu Hemdchen für Buben und Mädchen.

Das treibet und poltert, das nöthet und drängt
Um Essen und Trinken und Kleider! —
Es pocht — ich bin stille — o Himmel! da sprengt
Die Thüre ein Schuster und Schneider.
Ich öffne die Schränke, ich schließe sie zu,
Und suche und suche verlegen,
Mir grinsen nur löchrigte Strümpfe und Schuh',
Und schuldige Noten entgegen!

Ist draußen auch Friede, und niemand bedroht
Die Thüre mit Stürmen und Klopfen,
Kreischt's drinnen; es mangelt an Holz und an Brot,
Dem Fäßchen erpreßt man nur Tropfen;
Und kommen mir Briefe vom ferneren Ort,
So täuscht mich mein freudiges Ahnen;
Es sind nur Philister von da oder dort,
Die dringend um Zahlung mich mahnen.

Da geht wohl zuweilen das Pfeifchen mir aus,
Da krabbelt's und spukt's im Gehirne,
Das Knäulchen des Lebens scheint dunkel und kraus,
Ich maule und runzle die Stirne:
Doch lächeln die schelmischen Augen mich an,
Flugs bin ich entrunzelt und heiter,
Sonst ruft sie: o Lucas, wo find' ich dich dann —
Ich sehe nur deinen Begleiter!

Der Maler.

Ballade.

Es zog ein Maler wohl über Feld,
Er sang mit frohem Muth:
„Hab ich im Beutel auch leichtes Geld,
„Bleibt mir nur leichtes Blut!
„Bei frohem Sinn, bei leichtem Muth,
„Wird was wir erschaffen auch hell und gut!"

Er blickte froh in die schöne Welt,
Zog munter seine Straß',
Da sah er unter dem Laubgezelt
Drei Mägdelein im Gras:
Die jüngste war so wunderschön,
Der Maler, er konnte nicht fürder gehn!

Wo ist, o Maler, dein froher Muth?
Wo ist dein leichter Sinn?
Was blickst du, im Herz und Auge Gluth,
Stets nach dem Mägdlein hin?
O weh! er folgt ihr hin zur Stadt
Und pflücket die Blümlein, die sie betrat.

Und an der Linde bei ihrem Haus
Da blieb er sehnend stehn:
„Ach, säh' sie nur einmal noch heraus,
„Dann wollt' ich weiter gehn,
„Und suchte mir ein Nachtquartier,
„Und sprach' und dächte und träumte von ihr!"

Der Mond stand hoch an dem Himmelsplan,
Im schönen Sternrevier:
Da nahte ein junger Harfnersmann
Und saß vor ihre Thür;
Der Stimme Ton, der Saiten Klang
Dem Maler bis tief in die Seele drang.

„O daß ich, daß ich ein Harfner wär'!
„Ich säng' ihr süße Wort',
„Und drückte ihr Herz ein Kummer schwer,
„Den Kummer spielt' ich fort;
„Ich säng' ihr früh, ich säng' ihr spät,
„Bis freundlich die Holde mir danken thät!"

Und als er Morgens zur Linde kam,
Da tummelte sein Pferd
Ein junger Ritter aus edlem Stamm
Mit goldnen Spor'n, und kehrt
Bei ihrem Hause wohl auf und ab,
Bis sittiglich sie einen Gruß ihm gab.

„O daß ich, daß ich ein Ritter wär',
„Auf stolz gebautem Pferd!
„Wer wagte um sie zu buhlen? wer?
„Ich zög' mein blankes Schwert!

„Bei Gott! auch gegen das ganze Land
„Erkämpfte ich muthig des Mägdleins Hand!"

Und als er wieder zur Linde trat,
Da ging ein Handelsmann
Ins Haus; den glänzenden Königsstaat
Gafft alles staunend an;
An seiner Hand blitzt Stein an Stein,
So hell wie am Himmel die Sternelein.

„O daß ich, daß ich ein Kaufmann wär',
„Dem Glück vertraut und hold!
„Und hätte Schiffe auf weitem Meer,
„Und Kisten mit rothem Gold —
„Mein Alles gäb' ich für sie hin
„Und dankte laut jubelnd für den Gewinn!

„Wer ist das Mägdlein so wunderschön?
„Wer gibt mir deß Bericht?" —
„Schon zwanzig Freier hieß sie gehn,
„Warum? das weiß man nicht:
„Noch blieben drei, und diesen drei'n
„Ertheilet sie heute ihr Ja oder Nein."

Es drängt den Maler der Liebe Qual,
Er wagt's ins Haus zu gehn:
Da sah er im reichgeschmückten Saal
Die Freier vor ihr stehn;
Ihr Auge stillen Schmerz verrieth,
Er wäre so gerne vor ihr gekniet.

Der Edelmann sprach: „Gib mir die Hand
„Und schwing dich auf mein Roß,
„Ich bringe dich in mein schönes Land,
„Auf meiner Ahnen Schloß;
„Bei Tanz und Schmaus, Turnier und Jagd
„Wird lustig das Leben dann zugebracht."

Der Handelsmann sprach: „Gib mir die Hand,
„Dann reizt dein goldnes Kleid,
„Die Ketten, Ringe, das Perlenband,
„Der größten Fürstin Neid:
„Was Leckres aller Welt beschert,
„Das hast du, sobald es dein Mund begehrt."

Der Harfner sagte: „Gib mir die Hand,
„Und willst du mit mir ziehn,
„So bring' ich dich in mein Vaterland,
„Wo die Orangen blühn.
„Bei Harfenspiel und Saitenklang
„Da tanzen wir froh das Leben entlang."

„Wirbt wohl noch einer um meine Hand?" —
Sie sah zum Maler hin;
„Wohl würb' ich, hätt' ich des Kaisers Land,
„Ich fleht': sei Kaiserin!
„Doch Armuth ruft mir: bleibe fern!
„Und nur eine Bitte, die wagt' ich gern:

„Laß mich es malen, dein schönes Bild,
„Und sei's auch noch so schwer,
„So kindlich fromm, so sanft und mild,
„Und doch so groß und hehr!

„Als Mutter Gottes, rein und klar,
„Stell' ich es im Dom auf den Hochaltar.

„Wenn einer vor dieser Königin
„Dann betend niederfällt,
„Ich fühl' es, es durchzittert ihn
„Ein Ahnen beßrer Welt,
„Und tief im Herzen ein Bild ihm bleibt,
„Das ihn zum Guten und Schönen treibt."

Sie sprach: „Ich suche nicht eiteln Glanz,
„Nicht Gold und nicht Gewand;
„Gar bald ermüdet der frohe Tanz —
„Nimm, Maler, meine Hand!
„Wem Schönheit so tief die Seele rührt,
„Dem billig vor Allen der Kranz gebührt!"

Fritzens Berufswahl.

Hör' Fritz, so sprach die Mutter,
Du treibst mir's gar zu kraus,
Frißt täglich Dreschersutter,
Und bringst kein Brot ins Haus.
Das muß nun einmal enden,
Hast Kraft und Mark in Lenden,
Drum wähl' ein Handwerk aus.

Fritz kratzte hintern Ohren:
Was treibt ihr denn so sehr?
Laßt mich doch ungeschoren,
Die Wahl ist mir zu schwer.
Doch Mütterlein urgirte,
So sehr er protestirte,
Und wurde dringlicher.

Was soll ich aber wählen?
Ein Müller werd' ich nicht,
Man munkelt da vom Stehlen;
Der Ziegler ist zu schlicht;
Den Schuster lieb' ich minder,
Der sitzt als armer Sünder
Auf seinen Stuhl gepicht.

Der Schmied will Ochsenkräfte,
Ich lasse Bart- und Zahn-
Und Schind- und Salbgeschäfte
Dem der sie treiben kann.
Mir ekelt vor der Metze[1],
Den Weber plagt die Krätze,
Der Schneider stinkt mich an.

Ein Domherr reich begütert,
Ein wohlbezahlter Rath,
Mit solchen Brocken füttert
Man Herren in der Stadt —
Am Ende bleibt's das Beste,
Ich bleibe hier im Neste,
Was gilt's? kommt Zeit, kommt Rath.

Ho! ho! mein saubrer Erbe,
Ist dir die Wahl so schwer?
Es gibt noch viel Gewerbe,
Blick' noch einmal umher:
Der Gerber, Glaser, Bäcker,
Der Schlosser, Schieferdecker,
Der Maler — und noch mehr.

Ein Maler will ich werden!
Rief Fritz und sprang vom Tisch,
Der schwänzelt auf der Erden
Wie in dem Bach der Fisch,

1 Fleischbank.

Find't Honig wie die Biene,
Und sammelt Severine
Für einen kleinen Wisch.

Ein Maler will ich werden,
Ein Maler hat es gut,
Die Großen dieser Erden,
Die lüpfen ihm den Hut,
Er schafft mit gradem Rücken
Und weiß nicht wie das Bücken
Dem armen Fröhner thut.

Er sieht den Ungewittern
Im warmen Stübchen zu,
Ihn macht die Seuch' nicht zittern,
Es fällt ihm keine Kuh;
Kein Pferd wird ihm vernagelt,
Sein Tuch bleibt unbehagelt,
Sein Pinsel friert nicht zu!

Fritzens Anmeldung.

Mein Herr Maler, nichts vor übel,
Hätte Luſt zu ſeiner Kunſt,
Pinſel, Tuch und Farbenkübel,
Die verlang' ich nicht umſonſt:
Aber merk' er's ſich — mit Ohren,
Augen, Naſen, Hand und Fuß
Laſſ' er mich nur ungeſchoren,
Denn das Zeug macht mir Verdruß.

Weiß er wohl, als kleiner Bube
Liebt' ich ſchon die Kunſt wie toll,
Kommt er mal auf unſre Stube,
Find't er alle Wände voll;
Sah er an der Kirchhofmauer
Den Huſar, das Trampelthier —
Die Madame mit dem Bauer —
Nun, auch dieſes iſt von mir!

Aber alles das ist wenig,
Hab' was Beßres mitgebracht —
Seh' er hier den Harfenkönig,
Aus dem Psalter nachgemacht:
Hand und Fuß sind nicht gerathen,
Wetter! mach' die wer es kann!
Aber Fritz weiß sich zu rathen —
Zog ihm Strümpf' und Handschuh' an!

Aus Kalendern und der Bibel
Hab' ich manches noch kopirt,
Aber guck! das ist nicht übel,
Und der Fritz hat's — inventirt!
Dieser Fleck von rother Dinte,
Merkt er's? ist das rothe Meer;
Trommel, Fahne, Spieß und Flinte
Und die Kron' schwimmt obenher.

Nun, was meint er, wird's gelingen?
Hm! ich les' ihm's im Gesicht!
Dieser Bursch wird's weiter bringen,
Als er selber, meint er nicht?
Aber ruhig, lieber Meister,
Fritz ist bald des Dorfes satt,
Hat er ausgelernt, so reist er
Eiligst nach der Kaiserstadt.

Meine Mutter läßt ihn fragen,
Was er mein' des Lohnes halb?
Und in nächsten Feiertagen
Schlachte sie ein fettes Kalb:

Merk's! da kriegt er Schnabelfutter!
Darum, denk' ich, nimmt er mich:
Einen Lied[1] bringt dann die Mutter,
Und den Kalbskopf — den bring' ich.

---

1 Lied Kalbfleisch; Schweiz. Idiot. f. ein Kalbsviertel.

Fritzens Farbenreiber-Klage.

Gibt's denn auf Gottes weiter Welt
Kein Leben ohne Plage?
Als Farbenreiber angestellt,
Verseufz' ich meine Tage!
Ich hoffte, daß der Künste Sohn
Des Lebens Müh entlaufe,
Dem Regen bin ich nun entflohn —
Doch mich ersäuft die Traufe.

Mein Meister hat ein Tigerherz
Und eine Türkenseele.
Bewein' ich meinen Rückenschmerz,
Lacht er aus voller Kehle:
Er sucht mit wahrem Henkersfleiß
Zu Tode mich zu quälen,
Denn nie läßt er's an Schieferweiß
Und, ach! an Schmalte fehlen!

Und hab' ich meinen Jammerstein
Den ganzen Tag getrieben,
Brummt er am Ende noch: du Schwein,
Heißt das denn Farb' gerieben?

Bleibt da ein Körnchen nur zurück,
So drohen Stöß' und Schläge;
Er flucht, als ob ein Felsenstück
Auf der Palette läge!

Zur Arbeit! ruft er früh und spät,
Erholung gibt es keine;
Bald plag' ich mich am Zeichnungsbret,
Und bald am Jammersteine:
Heb' ich den Farbenläufer auf,
Wenn Stirn' und Aug' ich wische,
Erblick' ich meinen Lebenslauf —
Ach! lauter Dorngebüsche!

O Mutter! werft den Gnadenblick
Auf euern armen Erben,
Laßt euer Lumpengeld zurück,
Sonst muß ich hier verderben!
An meinem Herzen frißt der Gram,
Kommt Hülfe nicht bis morgen,
Muß man mich kreuz- und lendenlahm
Im Hospital versorgen.

Und muß es denn gestorben sein,
So hört noch meine Bitte:
Werft den vermaledeiten Stein
Auf meines Grabes Mitte,
Und zollbreit ihr drauf schreiben sollt:
Ihr Männer und ihr Weiber,
Macht aus den Söhnen, was ihr wollt,
Nur keine Farbenreiber!

Fritzens Freuden und Leiden.

Triumph! die Kunst ist nun errungen,
Mir winkt ein schönrer Lebenslauf;
Schon reißen Männer, Weiber, Jungen,
Bei meiner Kunst die Augen auf.
Zu allem fühl' ich mich kapabel,
Für alles Schwere weiß ich Rath,
Bald Oelpapier, bald Storchenschnabel,
Bald Fensterscheibe und Quadrat.

In landschaftlichen Gegenständen
Erblicke ich mein Lieblingsfach,
Mir thut's in Buchs- und Taxuswänden
Und Gartenbeeten keiner nach;
Auch inventir' ich täglich dreister,
Am liebsten aus der Heldenzeit,
Spektakelstücke, wenn der Meister
Mir die Erfindungsmappe leiht.

Zwar lacht und spitzelt die Lisette,
Und Hans, der immer mit ihr dahlt;
Mich ärgert's nur, daß ich die Kröte
Noch fleißiger als er gemalt;

Kein Dankeswort ward mir geboten,
Und, sagt, heißt dieses nicht gerast?
Sie schnitt mein Bild zu Papillotten —
Und seines glänzt in Gold gefaßt.

Doch war das meinige genauer,
Und seines ist nur obenhin,
Ihr Augenpaar ist merklich grauer,
Und im Gesicht ist kein Karmin.
Der Teint fällt stark ins Gelblichtschwarze,
Der Mund ist weiter aufgeschlitzt,
Und er vergaß die große Warze,
Die mitten auf der Nase sitzt.

Beim Meister geht's nun freilich besser,
Der foppt und rezensirt mich nie,
Nennt mich im Gegentheil Professer,
Und Hexenmeister und Genie!
Wenn Hans und Lise mich bekritteln,
Die Meisterin ihr Näschen rümpft,
So steigert er mit seinen Titeln,
Und so sind jene abgetrümpft.

Um meinen Dank ihm abzustatten,
Hab ich sein Häuschen abgemalt;
Hans macht' es auch, doch halb im Schatten,
Mein's ist vom Sonnenglanz bestrahlt;
Sein Rankenwerk fliegt ohne Klammer —
Ich hab' es ans Spalier gelegt;
Den Hof macht er zur Rumpelkammer,
Bei mir ist alles wie gefegt.

Die Pünktlichkeit ist meine Sache:
Die Zwiebelköpfe sind gezählt,
Kein halber Ziegel auf dem Dache,
Kein Scheitchen an der Beige[1] fehlt —
Den Meister freute das nicht wenig,
Er sprang entzückt vom Stuhl empor,
Und rief: bei Gott! der Pinsel-König!
Und griff mir krabbelnd um das Ohr.

Doch glänz' ich auch im Arbeitszimmer,
Was nützt's? Hans glänzet an dem Tisch,
Das größte Stück bekömmt er immer,
Den besten Bissen von dem Fisch;
Mit Brühe wird sein Stück begossen,
Man schiebt ihm gar den Nieren zu,
Der arme Fritz bekommt die Flossen,
Und höchstens noch den Kopf dazu.

Das leid' ich nicht! das ist zu wenig!
Noch heute lass' der eitle Wicht
Mir seinen Theil — dem Pinsel-König
Genügen Kopf und Flossen nicht!
Wo nicht, so weiß ich mir zu rathen:
Noch heute zieh' ich aus dem Haus,
Und gehe dann die Preisdukaten
In alle Welt zu fischen aus.

1 Scheiterbeige, Schweiz. Idiot. f. Holzstoß.

Der Maler.

Erzählung.

Ein junger Maler vor manchem Jahr
In einem freundlichen Dorfe war,
Lebte der Kunst und der Natur,
Durchstrich mit reinem Gefühl die Flur;
Und fand er auf Auen, im Wald, am Bach
Etwas, das lauter ans Herz ihm sprach,
Trug er es wieder mit feinem Sinn
Und künstlich auf seine Leinwand hin:
Das Finklein, das Speise den Jungen bringt
Oder dem brütenden Weibchen singt;
Die Henne, die ihre Küchlein deckt,
Wenn sie der lauernde Kater schreckt —
Oder sie ängstlich zu fliehen mahnt,
Wenn hoch in den Lüften der Geier plant —
Kurz, solche Bilder, die Jedermann
Gern sieht, der sehen und fühlen kann.
Der Pfarrer lobte sein Werk; es schwur
Der Förster: „'s sei alles pure Natur!"
Der Amtmann nickte zufrieden; sein Sohn
Allein sprach nicht in gleichem Ton;
War eben von seinen Reisen zurück
Und maß nun die Bilder mit vornehmem Blick;
Munkelte was von gemeiner Natur,
Vermißte Tendenz und Geistes-Cultur

Meinte, der Thiere Angst und Winseln
Sei allzu prosaisch um nachzupinseln;
Finken und Spatzen laufen uns nach,
Katzen seh' man auf jedem Dach,
Schafe höre man täglich blöcken,
Und Hunde geb' es an allen Ecken.
Erzählt dann mit Pathos und krampfigem Drehen,
Was er gesehen und nicht gesehen,
Vom himmlischen Michel Angelo,
Tibaldi und Fritz Barozio;
Und wie ihm über diese alle
Nun David's neue Schule gefalle;
Wie's da uns ergreife — wie alles strebe,
Und uns zur göttlichen Griechheit erhebe!
Dem Maler ward es bang und heiß,
Ihm floß von der Stirn der kalte Schweiß;
Es drängt ihn ein ungekanntes Gefühl,
Ein Sehnen nach jenem erhabenen Ziel;
Doch dunkel war alles um ihn, und Licht
Hineinzubringen vermocht' er nicht;
Nur so viel schien ihm dunkelfrei,
Daß er der erbärmlichste Stümper sei.
Dann loderten die belebenden Flammen
Des Kunstsinns wieder — er ließ sein Haus,
Packte Pinsel und Farben zusammen
Und zog in die weite Welt hinaus.

Hier sah er in manchem Bildersaal
Der canonisirten Maler Zahl,
Stutzte zuweilen und wagt's zu fragen; —
Ihm wollte dies und das nicht behagen.

Doch man bewies ihm je länger je mehr,
Sein Kunstsinn sei verhunzt, und er
Könn' auf dem Pfade ins Paradies
Der hohen Vollendung nie gelangen!
Da nahm er sein Gefühl gefangen,
Und den verschrieenen Weg verließ.
Horcht nun in Demuth mit offenen Ohren
Dem Kunstgewäsch der Saalinspektoren,
Verschlang den Jean Paul, studirte die Horen;
Und alles, was er nicht verstand,
Gar sinnig und hoch erhaben er fand.
Lernte den Geist der Kunst umfassen,
Seine Bilder sich aussprechen lassen,
Tauchte den Pinsel in Sonnengluth
Und Regenbogen und Meeresfluth;
Fühlte Beruf zu erhabenen Zwecken,
Und brennende Gier, die Menschheit zu lecken,
Die ungeformte! Die pestigen Beulen
Verdorbnen Geschmacks mit dem Pinsel zu heilen
Fand er sich geeignet, und so gebot
Jetzt Durst nach Ruhm, und Hunger nach — Brot,
Gleich kategorisch sich mitzutheilen.
Rüstig er nun an die Arbeit trat,
Pinselte Bilder im größten Format,
Götter, alte und neue Mythen;
Nordische Helden mit griechischen Sitten,
Und umgekehrt, ließ er erscheinen
Mit ausgespreizten Armen und Beinen,
Bei denen sich jede Muskel verschob,
Wenn einer nur eine Nadel hob;
Alles nackend bei Schnee und Wind,

Wie heutzutag' viele Bilder sind.
Zog mit dem Kram in eine Stadt,
Die Sinn und Liebe für Künste hat;
Sah nach dem größten Local sich um,
Bat ein verehrliches Publikum
Durch bunte Affichen an allen Straßen:
Von seiner Kunst sich ansprechen zu lassen.
Da trat der Kenner kleine Zahl
In den mit Bildern behängten Saal,
Stutzte — rieb sich die Augenlieder —
Zuckte die Achsel — und kam nicht wieder.
Herren und Damen in bunten Schaaren
Kamen zu Fuß und angefahren,
Und vor der Schöpfung, die sie da fanden,
Mit offenem Maul und Augen standen.
Die Herrchen die griechischen Mädchen lorgnirten,
Die hüllelosen, die Damen fixirten
Götter und Helden mit schielendem Blick,
Und wünschten die kraftvolle Zeit zurück.
Hier sich Flüstern und Kichern erhob,
Und dort vernahm man lautschallendes Lob:
„O seht doch das Feuer! — Wie glänzet der Knopf! —
„Wie roth das Blut! — Wie natürlich der Zopf!" —
In jeder Richtung durchkreuzte den Saal
Der Maler, sich zu Gnaden empfahl;
Erklärte die Mythen, da drängten sich Haufen
Beschauer um ihn; ließ aber vom Kaufen
Ein Wort er fallen, so verschwand
Mit Blitzesschnelle die Menge; es stand
Der hochbelobte Erklärer — verlassen,
Gelangs ihm nicht, einen beim Rocke zu fassen.

Doch hatte dann dieser wo in der Welt
So eben ein Dutzend Gemälde bestellt;
Bedau'rte, daß er nicht früher gekommen,
Sonst hätt' er die Bilder alle genommen.
Ein Zweiter suchte das Genre nicht,
Dem Dritten es leider an Platz gebricht,
Der Vierte erwartet vorerst Bericht,
Was sein Agent aus Rom ihm sende,
Ein Fünfter hat nur Marmorwände —
Kurz, alles sprach im gleichen Ton
Und ging dann, ohne zu kaufen, davon.
Vergebens hoffte, umlagert von Sorgen,
Der Maler auf den kommenden Tag;
Es brachte jeder ersehnte Morgen
Nur neuen Aerger und neue Plag.
Kein Hoffnungsstrahl war zu erblicken,
Täglich erschien mit steiferem Rücken
Der Wirth, die Rechnung in der Hand,
Und ließ, da jede Aussicht schwand,
Käufer zu finden, den Maler zwingen,
Die Bilder auf eine Gant zu bringen,
Wo sie ein geoffroidischer Müller erstand,
Vandalisch über die Säcke band,
Und — daß Apoll ihn schinde, den Scythen!
Die nordischen Sagen, die griechischen Mythen,
Walhalla, Olymp und goldenes Vließ,
Mit — Müllerrädern bemalen ließ!
Den armen Erlös von wenigen Gulden
Bezog für Fracht und Einfuhrschulden
Die Mauth; der, so die Gant begehrt,
Sah nun seine Rechnung mit Sporteln vermehrt.

Maler und Wirth vor Zorn jetzt glühten,
Donner rollten und Blitze sprühten,
Den Detail aber von diesen Wettern
Der günstige Leser wohl gern vermißt,
Da er in eleganten Blättern
Sich übersatt an Schimpfen liest.
Am Ende blieb, wie sich's versteht,
Apollo's Jünger der Besiegte,
Der, wenn auch schon sein Weibchen fleht,
Sich weder zum Kriechen noch Schmeicheln fügte;
Bitter auf Weib und Säugling wies,
Den Wirth Barbar und Knicker hieß.
Da schloß dann dieser den Akt, und ließ,
Berechtigt von den Landesgesetzen,
Den Maler in den Schuldthurm setzen.
Hier ließ ihn die eiserne Noth erkennen —
Die oft Verstand dem Dümmsten borgt —
Den Schädel wider die Wand zu rennen,
Sei nicht für Weib und Kind gesorgt.
Des Zornes Lohe wurde kühl,
Bald sank nun auch sein Hochgefühl
Mit weggeschmolznem Wachsgefieder
Aus den ätherischen Höhen nieder;
Er fordert Pinsel und Farben zum Malen,
Um so seine Schulden dem Wirth zu zahlen.
Man reicht ihm diese, — und wie er itzt
Sinnend vor seiner Leinwand sitzt,
Da tritt im rosenfarbnen Licht
Sein freundliches Dorf ihm vor's Gesicht,
Und der Erinnerung bangendes Sehnen
Entlockt dem Auge heiße Thränen.

Er wandelt wieder auf lachender Flur,
Am murmelnden Bach, belauscht die Natur,
Sieht sich von guten Menschen umringt.
Er malt — und was er malt, gelingt,
Und Ruhm und Freud' und Gold ihm bringt.

Und nun? — Er mußte sich's selbst gestehen.
Und hatte sich's leise auch oft gesagt,
Daß er seitdem im Nebel gejagt,
Und nichts gefangen und wenig gesehen,
Daß, immer zweifelnd, immer schwankend,
Sich meist um fremde Empfindung rankend,
Er freilich viele Bilder gemacht,
Vollendetes aber nichts vollbracht,
Da Individualität
Man immer dabei vermissen thät;
Und immer klarer es vor ihm stand,
Daß Angelo, der Glanz-umstrahlte,
Anders dachte und anders empfand
Als er — und darum auch anders malte.
Der Irrwahn, der ihn täuschte, schwand;
Er nahm die ästhetische Wage zur Hand,
Legt in die Schalen die Götter und — Finken,
Die er gemalt, und letztere — sinken.
Er hatte bei ihnen auch mehr empfunden,
Als da er Berge von todten und wunden
Helden häufte, den Odhin sich raufen
Ließ, den Pelops in Stücken schnitt,
Die Dido auf dem Scheiterhaufen
Und auf dem Rost den Lorenz briet.
Dann träumt er sich wieder die heimische Flur,

Empfind't aufs neue, wie's ihm behagte,
Wenn laut der ehrliche Förster schwur:
„Bei Gott! der Hase, den ich jagte!"
Oder der freundliche Pfarrer sagte,
So halb im Ernst und halb im Scherz:
„Das nenn ich Bilder für Geist und Herz,
„Die mehr als meine Reden taugen."
Und welch Entzücken sich über ihn goß,
Wenn aus des Weibchens schönen Augen
Der Rührung heil'ge Thräne floß.
Und so, gestimmt zu düstrer Trauer,
Im Hinblick auf alles, was ihn jetzt drängt,
Ergreift er seine Palette und fängt
Zu malen an:

In einem Bauer
Saßen drei Vögelchen eingesperrt;
Ach! all ihr Futter war aufgezehrt,
Und selbst die Hülsen aufgegessen,
Der Napf stand ausgetrocknet da —
Man hatte die armen Dinger vergessen —
Jetzt waren sie dem Tode nah.
Das Weibchen blickte mit Mutterschmerzen,
Selbst sterbend, auf ihr Junges hin,
Das neben ihr mit klopfendem Herzen
Zum letztenmal zu athmen schien;
Das Männchen hielt sich nur mit Müh
Auf seiner Stange, und schwach und schaurig,
Mit dürrer Kehle blickt es so traurig,
So wehmuthsvoll auf die leidende Sie
Und auf die neben ihr liegenden Kleinen,

Und — ach! es war ein Bild zum Weinen
Voll herzergreifender Phantasie.
Und dieses Bild erhielt der Wirth;
Er trug's beschämt und halb gerührt
Zu einem Kenner, der hochentzückt
Die Rechnung bezahlt', zum Kerker eilte,
Den staunenden Maler an Busen drückt'
Und seines Herzens Wunden heilte.
Bald ward das Bild zu Hof und Stadt
Das Taggespräch, und Jeder hat
Nichts Eiligers, als hinzulaufen
Und eine Copie davon zu kaufen.
Der Maler wird nun hochfetirt,
Vergöttert selbst; man subscribirt
Auf alles, was er in Jahr und Tag
Und Tag und Jahren vollenden mag;
Und durch Versprechen von Ehren und Gnaden
Sucht man ihn fest zu halten. Doch er,
Den Beutel von Dukaten schwer,
Das Haupt mit Kränzen des Ruhmes beladen,
Eilt fröhlich wieder zur heimischen Flur,
Die lang entbehrte Mutter-Natur
Mit neuem Feuer zu umfassen,
Und thut den nie verletzten Schwur:
Nimmer die leitende Hand zu lassen,
Die du ihm reichst, und dein Geheiß:
Zu singen, wie uns der Schnabel gewachsen —
Fürder zu ehren.

Im frohen Kreis
Der Freunde oder des munteren Knaben

Und seines liebenden Weibes genoß
Er heitern Sinnes die üppigen Gaben,
Die die Natur auf die Gegend goß;
Pinselte wieder mit künstlicher Hand
Was ihn begeistert, und frohes Gelingen
Belohnt ihn wieder, da das Vollbringen
Mit seinem Wollen im Einklang stand.

Lebensbeschreibung

Johann Martin Usteri's.

Von

David Heß.

Gleich einem stillen Bache, der ruhig und schaumlos durch grüne Matten dahin fließt, ohne je über seine selbst gewählten Grenzen mit leerem Geräusche brausend auszutreten, und der bloß bestimmt scheint, liebliche Blumen am Rande der Ufer zu wecken und zu tränken, eben so sanft, stets klar, heiter und erfreuend, floß Johann Martin Usteri's Leben dahin, ohne merkwürdige Ereignisse, ohne abenteuerliche Schicksale, und doch so reich an innerem Gehalt und wirksam nach Außen für alles Gute und Schöne.

In Zürich im April 1763 geboren, wuchs Usteri unter günstigen Verhältnissen, im Frieden eines gemüthlichen Familienlebens auf. Seine Mutter war eine fröhliche, immer gut gelaunte Frau; sein Vater ein angesehener und begüterter Kaufmann, der sich in mannigfaltigen, großen, mitunter gewagten Unternehmungen gefiel; dabei ein warmer Verehrer der bildenden Kunst und eifriger Beförderer aller gemeinnützigen Anstalten. Drei Schwestern und ein jüngerer Bruder, Paulus, alle in dem Zeitraum von acht Jahren vor und nach Martin geboren, bildeten einen Kinderverein, in welchem Liebe und gegenseitiges Vertrauen vorherrschten. Die Aeltern hielten ihre Kinder alle gleich, ließen sie, ohne unzeitige Strenge, gewähren, und jedes in seiner Eigenthümlichkeit sich ungestört entwickeln. Martin war zwar immer gesund, in sich selbst mannigfaltig beschäftigt und vergnügt, aber auffallend still und wortkarg. Er sang in seiner Kindheit fast mehr als er sprach, und Singen war damals seine und seiner Geschwister liebste Unterhaltung. Stundenlang saßen er und sein geliebter Bruder Paulus auf ihren Schaukel-

pferden, jeder eine Schwester vor oder hinter sich haltend, und alle sangen dann mit einander Schweizerlieder von Lavater, oder

Was kann einen mehr ergetzen,
Als ein schöner grüner Wald,

und dergleichen. Er fühlte sich dabei so behaglich, daß er selten Belustigung mit Knaben seines Alters auf der Gasse suchte, und sich lieber bloß mit seinen Geschwistern und wenigen kleinen, gutgearteten Freunden in dem geräumigen Garten hinter dem Hause herumtrieb, Goldkäfer fing, Blumen pflückte, auch wohl mitunter, zumal in der Abenddämmerung, aus dem Hinterhalt einer Taxushecke hervor, eine Schwester als unerwartete geisterartige Erscheinung erschreckte, indem schon damals eine Neigung zu geheimnißvollen Eindrücken, die er aber eher bei Andern zu erregen als auf sich selbst einwirken zu lassen suchte, vielleicht als Keim und Anlage zu schauerlich-romantischer Balladendichtung, in seiner Seele lag.

Sobald er nur geläufig lesen konnte, reizten schon alle Arten von Erzählungen, besonders aus der Schweizergeschichte, gleich wie alle in seinen Bereich kommende Gedichte, seine Aufmerksamkeit. Er brütete darüber im Stillen und füllte früh seine Phantasie mit mannigfaltigen Bildern. Da er täglich die vielen trefflichen Kupferstiche zu sehen bekam, die sein kunstliebender Vater sich häufig aus der Fremde verschrieb, so begann er auch früh mit Bleistift oder mit der Feder, allerlei Figuren hinzukritzeln, die bald Bildnisse seiner Geschwister, bald Scenen aus seinen Historienbüchern vorstellen sollten.

In die öffentlichen Schulen geschickt, vermochte er dort, den Kopf schon voll von eignen und andern Gedanken und Bildern, seine Aufmerksamkeit nie gehörig auf dasjenige zu richten, was gelehrt wurde, und diese Zerstreuung, oder vielmehr diese Beschränkung auf seinen besondern Ideenkreis begleitete ihn mehr und minder vorwärts, aus einer Classe in die andere, und anfangs wurde er nur, wie man zu sagen pflegt, im Gnadenkärrlein in eine höhere befördert; denn in der Regel saß er gewöhnlich der Unterste auf der letzten Bank, wo er seinen Platz nur zu oft mit Einschneiden seines Namens in das harte Holz bezeichnete, während derselbe bei den Examen nie in der Reihe der mit

Ehren angeführten Schüler prangte, sondern im Catalogus meistens nur am Ende und gleichsam ausgeschlossen mit der Randbemerkung „non collocatus" zu finden war. Denn statt niederzuschreiben, was der Lehrer in die Feder sagte, zeichnete er, jedoch ohne alle Arglist, diesen selbst, oder seine Mitschüler, oder Fratzengesichter in seine Hefte, und alle seine noch vorhandenen Schulbücher sind voll solcher Entwürfe, die schon von entschiednen Anlagen zeugten.

Was ihm bei Hause zu bearbeiten aufgetragen war, brachte er selten allein zu Stande. Ein fleißiger, gutmüthiger, aber mit keinen andern als mechanischen Fertigkeiten begabter Knabe hatte sich mit besonderer Zuneigung an ihn angeschlossen, und half ihm gewöhnlich solche Privatübungen in eine leidliche Form bringen; was aber der Lehrer daran noch zu tadeln fand und mit rother Dinte anstrich, war immer nur von dem stillen, räthselhaften Martin selbst und allein zusammengestoppelt.

Damals hätte sich wohl niemand träumen lassen, daß dieser unfleißige und wie verstockte Schüler dereinst als gereifter Mann überall in wissenschaftlichen und Sachen des Geschmacks berathen werden, und über solche Gegenstände immer genügende, zuweilen die beste Auskunft würde geben können.

Dieser wenig versprechende Mangel an Aufmerksamkeit in den Schulen, die damals freilich noch sehr mangelhaft eingerichtet waren, der aber nicht ausschließend der Lehrmethode zur Last gelegt werden darf, wird nicht selten bei phantasiereichen und genialischen Köpfen wahrgenommen, die alles trocken und unbefriedigend finden, was sie nicht gerade mit ihren besondern Neigungen in Verbindung setzen können, und welche ihren eignen Entwickelungsgang einschlagen müssen, wenn ihre natürlichen Anlagen nicht unterdrückt werden oder wenigstens eine fremdartige Richtung nehmen sollen. Die nämliche Erscheinung fand auch bei dem feurigen J. C. Lavater, bei Usteri's Geistesverwandten, dem Idyllendichter Salomon Geßner statt, zum Theil auch bei dem verdienstvollen Escher von der Linth.

Usteri's eigenthümliche, in sich selbst concentrirte geistige Natur bedurfte weniger, als manche andere, der äußern Einwirkung und Nachhülfe unter gewöhnlichen Formen; sie reifte von

Innen heraus durch ihren gediegenen selbstständigen Gehalt, durch das Medium eigner Anschauung in freier Wahl von Lieblingsgegenständen, und zeigte dann, wie die reine Fläche eines vollkommenen Spiegels, alles Aufgefaßte wieder in verschönerter Gestalt.

Sonderbar ist es inzwischen doch, daß Usteri, an dessen Ohren und innerem Sinn alles, was in der Schule gelehrt wurde, unbeachtet vorüber zu gleiten schien, dennoch so viel im Gedächtniß behielt, daß ihm genug davon übrig geblieben, um in der Folge als Geschichtsforscher und beim Entziffern alter räthselhafter Inschriften Latein und Griechisch recht gut zu verstehen, ohne später durch eigentliche philologische Privatstudien etwas in den todten Sprachen nachgeholt zu haben.

Da er ein sanfter und angenehmer Knabe war, den man eher für blöde als mit Vorsatz widerspenstig hielt, so warfen die Lehrer auch keinen besondern Groll auf ihn; manche sogar waren ihm, mehr wegen seiner Gutherzigkeit als für seine unbedeutenden Leistungen in der Schule, gewogen, so daß ihm mitunter manche Gunst zu Theil wurde. In einem botanischen Werke des verewigten Canonicus Salomon Schinz, „Anleitung zu der Pflanzenkenntniß und derselben nützlichsten Anwendung, Zürich 1774", findet sich Seite 52 die Beschreibung einer Reise auf den Uetliberg, auf welche der würdige Lehrer, nebst einigen ältern Freunden, auch mehrere Knaben, deren Namen mit Anfangsbuchstaben bezeichnet sind, mitgenommen hatte, die schöne Aussicht zu genießen, Pflanzen zu sammeln und sich überhaupt einen fröhlichen Tag zu machen. Er erzählt, wie einer seiner jüngern Begleiter, von der ungewohnten erquickenden Morgenluft aufgeregt, so muthwillig geworden, daß seinem Jubel Einhalt gethan werden mußte. Alsdann fährt er fort: „M. U." (Martin Usteri, damals elf Jahre alt) „ein gefühlvoller Knabe, empfand auch diese Wollust „des Morgens; seine Freude fand aber bald eine bessere Wen„dung. Mit Rührung des Herzens sang er in einer angenehmen „Melodie Gellerts Morgenlied; wir alle gingen langsamer und „hörten mit Vergnügen unserm jungen Sänger zu."

In den höhern Schulanstalten begannen bei reiferem Ver-

stande Geometrie, römische Geschichte nach Livius, und das Recitiren patriotischer Reden seine Aufmerksamkeit doch allmälig zu fesseln. Sein Oheim, der verdienstvolle Canonicus Leonhard Usteri, vermochte den sonst oft verkannten Neffen besser zu durchschauen und zu beurtheilen, als andere Lehrer. Dieser ertheilte ihm, weniger aus parteiischer Vorliebe als aus Rücksicht auf seine eigenthümlichen Fähigkeiten, öfters besondere, seinen Neigungen mehr entsprechende Aufgaben, und solche führte er dann weit besser aus, als fleißigere, aber mit weniger eignem Talent begabte Schüler sie hätten zu Stande bringen können. Alle Gegenstände freier Wahl behandelte Usteri von jeher mit besonderer Liebe und Geschicklichkeit; nur in herkömmliche, ihm aber nicht zusagende Formen vermochte er sich früher nicht zu fügen.

Mit seiner entschiedenen Liebhaberei zum Zeichnen ging es wie mit allem Uebrigen. Er wohnte, wie damals alle Lateinschüler, zweimal wöchentlich dem Zeichnungsunterricht auf der Kunstschule bei. Auch hier kritzelte er auf seine Unterlegblätter und Mappen gewöhnlich nur Gegenstände eigner Erfindung, und erst wenn er bemerkte, daß der Lehrer sich bald nach ihm umsehen würde, entwarf er mit großer Leichtigkeit und Sicherheit, aber ohne Lust, die vorgelegte Blume, oder was er sonst nachzubilden hatte, und war in diesem einzigen Fach der geschickteste Schüler seiner Classe.

Neben diesem Unterricht in der Kunstschule unter Professor Bullinger hatte er mit seinen Geschwistern auch noch bei dem Buchhändler J. C. Fueßli, Sohn des Verfassers der Geschichte der besten Künstler in der Schweiz, Blumen und bei dem damals von Wien zurückgekehrten Professor Meyer Landschaften zeichnen gelernt, was aber alles weniger zu seiner eigentlichen Kunstbildung beitrug, als eine besondere Veranstaltung eines fremden Künstlers.

Der bei dem Herzog Carl von Würtemberg in Ungnade gefallene Bildhauer Sonnenschein war nach Zürich gekommen und hatte einstweilen durch Usteri's Vater Beschäftigung in der von diesem und Salomon Geßner (im Schooren) beworbenen Porzellanfabrik gefunden, für welche

er allerlei kleine Figuren modellirte, die dann in Porzellan ausgeführt wurden. Sonnenschein war ein tüchtiger Zeichner, der sich einen geläuterten Geschmack und eine höhere Kunstansicht erworben. Er machte sich auch ein Vergnügen daraus, die mit so viel Anlagen begabten Kinder seines Gönners in ihrem Streben zu leiten. In der Wohnstube des Usterischen Hauses zum Thaleck wurden nun während zwei Wintern alle Abende Schnüre von einer Wand zur andern gespannt, Vorlegeblätter daran geheftet, und bei dem Schein einer großen an der Decke befestigten Lampe zeichneten Brüder und Schwestern neben einander Hände, Füße, Köpfe, z. B. Lebruns Leidenschaften, und ganze akademische Figuren. Diesen ernstern Uebungen, welche fortgesetzt wurden, bis Sonnenschein eine Anstellung als Professor bei der Akademie in Bern fand, wohnten auch andere Knaben von Usteri's Bekanntschaft zuweilen bei.

Dann hatte sein Vater, nebst Salomon Geßner und einigen andern Kunstfreunden, mit Sonnenscheins Beihülfe eine kleine Akademie gestiftet, für welche Gypsabgüsse antiker Büsten und einige ganze Figuren angeschafft wurden. Auch hier zeichnete Usteri nach dem Runden, und obgleich er das große Format und den akademisch-heroischen Styl überhaupt nicht besonders liebte und sich für seine Darstellungen eigner Erfindung eher an eine kleinere und gedrängtere Manier hielt, so verdankte er doch diesen schulgerechten Studien seine Fertigkeit in richtigem Zeichnen, die sich in der Folge durch das Anschauen der Natur und der Werke großer Meister immer fester gestaltete. Jede Uebung unter verschiedenen Formen diente ihm nur, seinen eigenthümlichen Geschmack, dem er stets treu blieb, desto schneller zu entwickeln, denn neben jenen akademischen Studien unterließ er nie, eine Menge Gruppen in seinem eignen Styl zu entwerfen, und für seine Neigung zum Gemüthlichen und Niedlichen fand er auch reiche Nahrung bei Salomon Geßner, der diesem viel versprechenden Sohne seines Freundes das innere Heiligthum seiner lieblichen Schöpfungen aufschloß.

Paulus, der jüngere Bruder, der an diesen in und außer dem Hause getriebenen Kunstübungen Theil nahm, hatte auch früh schon seine besondere und entschiedene Richtung genommen,

indem er, sonderbar genug für einen durchaus sanften, einfachen und offenen Knaben, vorzugsweise aus eigner Erfindung, und ohne je dergleichen Bilder gesehen zu haben, eine Menge Fratzen, Zauberscenen, Teufelslarven und Caricaturen in der Manier des Höllen-Breughels zeichnete, in welche er aber immer eine tiefe, mitunter historische oder satyrische Bedeutung zu legen wußte, und solchen Darstellungen auch bei reifern Jahren treu blieb.

In jener Entwickelungs-Epoche, wo Knaben und Jünglinge sich gewöhnlich nur in so fern anhaltend beschäftigen und arbeiten, als sie es müssen, dagegen lieber mit fröhlicher Gesellschaft Zerstreuungen im Freien suchen, war Martin beständig beflissen, sich in seinem enggeschlossenen Kreise neue, seinem innern Sinn zusagende Kenntnisse zu erwerben. Verschlossen, einsylbig, öfters sogar mit einem Anstrich wehmüthiger Stimmung, die poetische Gemüther in der Jugend zuweilen anwandelt, dabei aber niemals übler Laune, suchte er die Einsamkeit, und trieb sein eignes Wesen für sich allein in einem stillen Hinterstübchen gegen den Garten, daher ihn seine fröhliche Mutter scherzweise nur den Carthäuser nannte. Hier zeichnete er, las, machte Verse und überließ sich behaglichen Träumereien. Die bedeutende Bibliothek seines Vaters, so wie viele andere Büchersammlungen standen ihm zu Gebot, und vermittelst dieser meist zweckmäßig gewählten Hülfsmittel studirte er damals schon seine Lieblingsfächer mit einer in solchem Alter seltenen Gründlichkeit.

Auch seine bloß mechanischen Beschäftigungen beschränkten sich nie auf nutzlose Tändelei. Er goß alle Schaumünzen, der er habhaft werden konnte, in Gyps ab und forschte genau nach dem Zweck ihrer Entstehung und nach dem Sinn ihrer Inschriften. In der nämlichen Absicht hatte er sich auch allmälig eine große Wappen- und Siegelsammlung, zumal aus ältern Zeiten und von erloschenen Geschlechtern angeschafft, was ihm später das Studium der Genealogie erleichterte. Einige Zeit beschäftigte ihn die Verfertigung von Lustfeuerwerken. Seinem Bruder und dessen Gefährten, die alle Abende zusammenkamen und theils im Garten, theils in den Gewölben und Casematten

der benachbarten Festungswerke allerlei phantastische Ritter- und Zauberspiele trieben, gab er Anleitung, wie sie ihre Lanzen, Schwerter, Schilde und Rüstungen oder Ordenszeichen von Holz oder Pappe kunstgerecht verfertigen sollten, die auch wirklich immer seinen aus Geschichtsbüchern, Kupferwerken und gemalten Scheiben gesammelten Notizen und Zeichnungen getreu nachgebildet wurden. An solchen romantischen Belustigungen nahm er, um einige Jahre älter, niemals persönlichen Antheil, und begnügte sich, dieselben nur aus der Ferne anzuordnen und zu leiten, daher er auch von jenen jüngern Knaben mit Bewunderung und Ehrfurcht, gleich einem Wesen höherer Art, betrachtet wurde.

Mit zweien seiner eignen Freunde hatte Martin damals einen besondern Verkehr, der unter den geheimnißvollsten Formen stattfand. Einer derselben, der edle Heinrich Schinz, ein Sohn des Pfarrers von Seengen, studirte in Zürich, war ein schöner und liebenswürdiger Jüngling, und ist nachher ein ausgezeichnet trefflicher Seelsorger und praktischer Landwirth geworden. In der Jugend von weicher Gemüthsart und empfänglich für jeden zärtlichen Eindruck, waren ihm während der sentimentalen Siegwartischen Epoche Millers Briefe dreier akademischer Freunde in die Hände gerathen. Davon durchdrungen und entflammt, beschloß er, mit Usteri und einem andern Freunde einen ähnlichen Brief-, Gedanken- und Gefühlswechsel zu begründen. Jeder der drei Eingeweihten dieses empfindsamen Kleeblattes wählte sich unter den zürcherischen Mädchen einen Gegenstand seiner Anbetung, dem er sich so viel als möglich, wiewohl in tiefster Ehrfurcht, zu nähern trachten, und den er beobachten mußte, um dann den Freunden die erhaltenen Eindrücke und die durch das Anschauen der Geliebten erregten Empfindungen in schön gewählten Worten mitzutheilen. Diese Briefe wurden in den Lehrstunden ausgewechselt; damit aber ja kein Ungeweihter solche Herzensergießungen, wenn sie unglücklicherweise in fremde Hände gerathen sollten, entziffern könne, ward eine eigne Geheimschrift dazu erfunden. Diese unschuldige Spielerei dauerte Jahre lang fort, ohne daß wahrscheinlich die drei angebeteten Damen ihrer Gedanken nur ahnen konnten, daß

sie der Gegenstand eines so geheimnißvollen Götzendienstes waren, und sonderbar genug wurde von den drei akademischen Freunden bei ihren Zusammenkünften aus zarter Scheu auch nie davon gesprochen. Sie begnügten sich an ihren gegenseitigen schriftlichen Mittheilungen, die sie einander nur stillschweigend und verstohlen zuschoben.

Ob Usteri diesen sentimentalen Verkehr aus eigentlicher Neigung, oder als Stylübung, oder bloß aus Gefälligkeit für Schinz, mit dem er in treuer Freundschaft bis an dessen Tod verbunden blieb, getrieben habe, davon wußte er sich wahrscheinlich selbst nicht genaue Rechenschaft zu geben. Mit tiefem und wahrem Gefühl begabt, und jeden bloß geheuchelten Anstrich künstlicher oder verschrobener Gesinnungen von ganzer Seele verabscheuend, ekelte ihm in reifern Jahren vor aller süßlichten Empfindelei, die sein feiner und scharfer Witz in Schrift und Bildern in ihrer ganzen Blöße darzustellen und zu treffen wußte.

Von seinen Gedichten aus jener Zeit, deren er gewiß eine große Anzahl verfertigt hat, ist nichts mehr vorhanden; einer seiner Freunde erinnert sich aber, ein Lied gesehen zu haben, das der stille Martin, als er sich einst über die Sommerferien mit Schinz bei dessen Vater in Seengen aufhielt, begeistert von dem unwiderstehlichen Liebreiz einer benachbarten Schönheit und unbeschadet dem Gegenstande seiner besondern geheimen Anbetung, auf jene weit und breit bewunderte Zauberin gedichtet hatte.

Als Student im Collegium humanitatis war Usteri auch Mitglied einer zahlreichen Gesellschaft, die sich wöchentlich einmal versammelte, und im Winter der Reihe nach Aufsätze lieferte und vorlas, wozu er sich gewöhnlich einen Gegenstand aus der vaterländischen Geschichte wählte. Im Sommer aber zogen die Jünglinge in's Freie, entweder in's Sihlhölzchen, wo die Gewandtern und Kühnern, zu welchen Usteri eigentlich nicht gehörte, indem er wenig andere Leibesübungen als das Tanzen, dieses aber mit großer Vorliebe trieb, sich im Klettern und leichtem Dahinschreiten über die Balken und Brückengeländer des Sihlstromes übten; oder auf das Zürcherhorn, wo das Zeigerhäuschen des Schützenstandes ihr Capitol

war, das belagert und vertheidigt wurde. Bei solchen Kampfspielen thaute Usteri gewöhnlich auf, half tapfer stürmen und hielt, seine Einsylbigkeit ablegend, kräftige Reden im Sinn der alten Römer. Nach abgeschlossenem Frieden lagerte sich die junge Gesellschaft im Glanz der Abendsonne auf den weichen Rasen und stimmte ein schönes Lied an, wobei Schinz mit seiner schönen Stimme immer der Vorsänger war und von Usteri am meisten unterstützt wurde.

Wenn nun dieser zwar sich mehr als andere junge Leute nach seinem eigenen Hang beschäftigen und entwickeln durfte, und sein Vater die artistische Richtung des Sohnes gerne sah und sogar aufmunterte, so sollte er sich doch allmälig auch für den kaufmännischen Beruf, als sein künftiges Hauptgeschäft, ausbilden und dereinst als selbstthätiges Mitglied in die Handelsgesellschaft eintreten, welcher sein Vater in Verbindung mit zwei Brüdern in einem nahe gelegenen Hause vorstand. Martin mußte daher früher einzelne Stunden und, nachdem er die öffentlichen Schulen verlassen, den größten Theil des Tages auf dem Comptoir zubringen. Das war aber eine schwere Prüfung für den poetischen Jüngling, wenn er trockene Briefe abschreiben, Fakturen berechnen und beim Empfang der Fabrikate Hand mit anlegen sollte! Indessen klagte er, niemals widerspänstig oder übellaunisch, über solche, seinen innigsten Neigungen entgegenstehende Beschäftigungen höchstens gegen seinen Bruder Paulus, der neben ihm die nämlichen Dinge treiben sollte, und seinerseits lieber Militair als Kaufmann geworden wäre. Beide zerstreuten und trösteten sich dann gewöhnlich mit spaßhaften Zeichnungen, wodurch allerdings weder die Geschäfte noch ihre merkantilischen Kenntnisse gefördert, dagegen alles vorräthige Papier, ja selbst die Weber- und Strazzenbücher mit Caricaturen der ab- und zugehenden Gewerbsleute angefüllt wurden.

Um doch bei dem langweiligen Abschreiben wenig anziehender Briefe Nahrung für seinen Schönheitssinn zu finden, fing Usteri an, sich einer bessern Handschrift zu befleißen, und indem er dieselbe weniger nach schulgerechten Mustern als bloß nach seinem eigenthümlichen Geschmack zu gestalten suchte, bildete er sich zu einem Kalligraphen, dessen mannigfaltig verschie-

dene, immer freie und mit der größten Leichtigkeit hingeworfene Schriftzüge so zart wie in Kupfer gestochen und dermaßen zierlich wurden, daß späterhin, und sogar im Auslande, die Postbeamten sich mehrmals scheuten, die Ueberschriften seiner Briefe durch das übliche Anzeichnen des Porto's mit Rothstein zu beflecken.

Die Einförmigkeit des Stadtlebens wurde ihm jährlich öfters, zumal im Herbst zur Zeit der Weinlese, durch einen Aufenthalt in dem schönen Dorfe Meilen am Zürchersee versüßt, wo seine Großmutter ein angenehmes Landgut besaß. Hier war er ganz in seinem Element. Hier schwelgte er still im Genuß der freien Natur, deren mannigfaltige Bilder sein empfängliches Gemüth wie ein klarer Spiegel in sich aufnahm. Hier wiegte er sich mit seinem geliebten Bruder Paulus im leichten Nachen auf den sanftbewegten Wellen des blauen See's, oder lauschte dem Gesang der Vögel im Walde. Hier zeichnete und dichtete er; hier brannte er in den Herbstnächten seine Lustfeuerwerke ab und überließ sich ungestört seinem Hang zu jener harmlosen Gemüthlichkeit, die in allen Verhältnissen seine vorherrschende Stimmung war.

Eben so wurde ihm gestattet, alle Sommer mit andern Altersgenossen unter der Aufsicht und Leitung des sanften Jugendfreundes und Lehrers Joh. Casp. Maurer kleinere und größere Fußreisen durch die Schweiz zu machen. „Man wird noch wenig solche Reisende gesehen haben, wie uns," heißt es in einem Briefe, den er auf einer solchen Reise im Jahr 1780 aus Luzern an seinen Vater geschrieben. „Wo wir stehen und gehen, tragen wir Papier und Bleistift in den Händen, und schreiben alles nieder, was uns merkwürdig däucht." Gezeichnet wurde auf diesen Wanderungen auch immer an jedem günstigen Standpunkt, und vermittelst so genauer Beobachtung und einer Menge gesammelter, in seine Schreibtafel eingetragener Notizen lernte Usteri schon früh den klassischen Boden der vaterländischen Geschichte, ihre noch vorhandenen Denkmale, die Sitten, Gebräuche und Costüme seiner jetzigen Bewohner genau kennen, indem sein scharfer Blick alles Bedeutende schnell und sicher auffaßte.

So hatte Usteri sein zwanzigstes Jahr erreicht, unter mancherlei stiller Thätigkeit, deren Ergebnisse aber bei seiner gewöhnlichen Verschlossenheit noch wenig beachtet wurden. Daß er sich in den Schulen nicht hervorgethan, war längst vergessen. Sein ganzes sittliches Benehmen und seine anspruchslose Bescheidenheit erwarben ihm überall Freunde und Gönner, welche indessen nicht ahneten, was noch alles in seiner Seele verborgen lag. Nur seine Fertigkeit im Zeichnen erregte bereits einige Aufmerksamkeit, indem er als achtzehnjähriger Jüngling Skizzen zu Bodmers historischen Erzählungen (aus der Schweizergeschichte), die Denkungsart und Sitten der Alten zu entdecken, Zürich 1769, und zwei Jahre später andere zu dessen Uebersetzung Altenglischer Balladen aus Percy Reliques of ancient english Poetry so meisterhaft komponirt und frei entworfen hatte, daß diese jugendlichen Versuche seinen entschiedenen Beruf zur Kunst schon unzweideutig bethätigten.

Er wurde jetzt zum erstenmale aufgefordert, eine Zeichnung für das Neujahrsstück[1] der Musikgesellschaft auf das Jahr 1783 zu verfertigen. Sie stellt die bewaffneten Zürcherinnen auf dem Lindenhofe (1298) vor, und ist von Schel-

1 In frühern Zeiten pflegten die Bürger von Zürich sich am Sonntag Abend auf ihren Zünften zu versammeln, um sich über die öffentlichen Angelegenheiten zu besprechen. Zur Bestreitung der Einheizkosten des Zunftstubenofens im Winter schickten sie am Bechtelitag, 2. Januar, durch ihre festlich geputzten Kinder ein paar Batzen unter dem Titel Stubenhitzen auf die Zunft. Als jene Versammlungen allmälig eingingen und die Oefen nicht mehr eingefeuert wurden, wollte man den Kindern dieses Vergnügen nicht entziehen, und ließ sie noch immer Stubenhitzen bringen, wofür sie nun ein kleines Gegengeschenk an Backwerk erhielten. Später begannen einige Gesellschaften, wie diejenige der Chorherren, der Stadtbibliothek u. s. w., welchen auch Stubenhitzen abgereicht wurden, der Jugend statt Näschereien lehrreiche Aufsätze, Erzählungen aus der Schweizergeschichte, Biographien vorzüglicher Männer u. dgl. mit einem dazu gehörigen Kupferstiche auszutheilen, und diese Hefte heißen Neujahrsstücke. Der Gebrauch besteht noch immer.

lenberg in Kupfer gestochen. Wie oft er in der Folge ähnlichen Aufforderungen entsprach, wird später angeführt werden.

Nunmehr sollte Usteri auch eine große Reise in's Ausland antreten und sich Erfahrung, Welt- und Menschenkenntniß erwerben. Sonderbar genug war diese Reise gar nicht darauf berechnet, ihn, wozu er doch eigentlich bestimmt war, zum Kaufmann auszubilden. Die Handelschaft wurde damals in Zürich, mit wenigen Ausnahmen, noch bloß herkömmlich betrieben. In den angesehensten Häusern, deren Wohlstand bereits begründet war, pflegte zwar der Herr dem Ganzen vorzustehen; die meisten Geschäfte wurden aber dem Haupt-Commis und den Schreibern nach immer gleicher Form fortzuführen überlassen. Bei weniger Concurrenz warfen die nämlichen Operationen, welche schon die Vorfahren bereichert hatten, einen hinreichenden Gewinn ab, so daß das Haupt und die Söhne des Hauses noch viel Muße fanden, sich mit öffentlichen Angelegenheiten oder besondern Liebhabereien zu befassen. Wenn nun Usteri's Vater seinen merkantilischen Wirkungskreis bedeutend erweitert und sich mit außergewöhnlicher Thätigkeit in größere Unternehmungen eingelassen hatte, die er selbst mit eben so viel Scharfsinn als Fleiß betrieb, so war doch dieser Spekulationsgeist weniger in einer schulgerechten Laufbahn, als durch Beobachtung der Zeitumstände auf häufigen Reisen in ihm geweckt worden. Er mochte wohl denken und hoffen, sein Sohn werde sich auf die nämliche Weise für seinen Beruf ausbilden, und ließ daher diesen ohne besondere Anweisung und gleichsam auf Gerathewohl als einen reichen jungen Herrn in die Welt hinaus ziehen, um Land und Leute zu sehen und sich, wie man zu sagen pflegte, den Degen zu holen[1].

Im Sommer 1783 trat Usteri seine Fahrt in Begleit eines um ein paar Jahre ältern Vetters an, um sich in Deutschland noch mit einem Freunde, dem dritten Mitgliede des ehemaligen sentimentalen Kleeblattes, der in Halle studirte, zu

1 Wenn damals die jungen Leute aus der Fremde heimgekehrt waren, wählten sie sich eine Zunft aus, wurden Aktivbürger und erhielten dadurch das Recht, den Degen zu tragen.

vereinigen. Die Reise gieng über Straßburg und Carlsruhe, bis wohin sein Vater ihn noch begleitete, nach Frankfurt und Leipzig, wo sich der dritte Gefährte einfand. Von da über Dresden nach Berlin, wo Usteri seinen ersten und letzten Ritt bestand. Sein älterer Vetter, ein gewandter Reiter, hatte nämlich einen Ausflug nach Charlottenburg angeordnet, der zu Pferd gemacht werden sollte. Usteri hatte noch nie ein solches bestiegen, ließ sich aber zu einem Versuch bewegen. Allein sein Miethgaul spürte bald, daß er keinen Meister trage. Schon unter den Linden hatte der Neuling die Bügel verloren, und obgleich ihn seine Begleiter in die Mitte nahmen, so erregte doch der Anblick des Ungeübten, der auf dem Sattel hin und her rutschte, so viel Aufsehen und Gelächter unter dem Gassenpöbel, daß Usteri, der besser den Pegasus als ein gewöhnliches Pferd zu lenken verstand, bald wieder abstieg, das Reiten für immer aufgab, in seinem Leben keine Stiefeln mehr anzog und der Erste war, sich über diesen mißlungenen Versuch lustig zu machen, von dem er auch selbst eine drollige Caricatur zeichnete.

Von Berlin ging es auf Hamburg, Lübeck, Bremen und Brüssel. In allen bedeutenden Städten wurden mehrere Wochen zugebracht, das Schauspiel, alle öffentlichen Anstalten, Fabriken und was sonst noch den Reisenden gewöhnlich gezeigt wird, besucht. Ueberall mit Empfehlungen versehen, ward ihnen der Zutritt zu allen Merkwürdigkeiten erleichtert. In Brüssel, wo sie ihr Winterquartier aufschlugen, wurden sie durch Lavaters Veranstaltung der Erzherzogin-Regentin vorgestellt. Nur weil es einmal so angeordnet war, vermochte Usteri seine Abneigung, sich in ein Gallakleid stecken zu lassen, zu überwinden und die steife Ceremonie dieser Präsentation zu bestehen.

Die Freunde hatten sich eine Privatwohnung in dem Hause eines Geistlichen gemiethet, wo sie ihre eigne Junggesellenwirthschaft einrichteten, sehr gemächlich lebten und sich Unterricht in der französischen, englischen und italienischen Sprache ertheilen ließen, was indessen ziemlich lau und ohne allen Eifer betrieben wurde, wovon aber Usteri's guter Kopf, der scheinbaren Lässig-

keit ungeachtet, dennoch wieder so viel behielt, daß er das Französische, wiewohl ungern, doch ziemlich richtig sprach, und in der Folge die Dichter in den beiden andern Sprachen geläufig las und ihre Schönheiten gehörig faßte. Eben so wurde ein Tanzmeister gehalten, um sich auf den Carneval vorzubereiten und mit Ehren an dessen Lustbarkeiten Antheil nehmen zu können. Die drei Gefährten trieben sich dann auch bald auf öffentlichen und Privatbällen tüchtig herum. Die prächtigen Schlittenfahrten, zumal eine solche, die der Herzog von Aremberg mit großem Aufwand von kostbaren Masken veranstaltet hatte, gewährten den Schweizern, die noch nie dergleichen gesehen, viel Vergnügen.

Bis dahin waren die jungen Herren nebst einem Bedienten mit Extrapost in einem eignen Wagen gereist; diesen verkauften sie nun, um mit anbrechendem Frühling einen Abstecher nach Holland zu machen, wohin sie den schweren Kasten nicht mitschleppen wollten. Ueber Antwerpen, Rotterdam und Delft gelangten sie nach dem Haag, wo sie Landsleute bei der Schweizergarde antrafen, welche sie überall hinbegleiteten, in das Naturalien- und Gemäldekabinet des Prinz-Statthalters, nach dem Oranienſaal im Busch, nach dem Fischerdorf Scheeveningen, wo sie zum erstenmal die Nordsee erblickten, und in das von dem Dichter Katz angelegte Landgut Sorgvliet, das der Graf von Bentink noch bedeutend verschönert hatte. In den einsamen waldigen Anlagen dieses großen Parks hätte Usteri beinahe ein Gefühl von Heimweh angewandelt, da alles Ländliche und Einfache sein Herz immer am meisten ansprach. In Harlem wurde die größte Orgel der Welt bewundert, Amsterdam mit seinen Admiralitätsgebäuden, Schiffswerften, Hafen und das Rathhaus voll prächtiger Gemälde, und dann auch das benachbarte nordholländische, einem Puppenkästchen ähnliche Dorf Broek, so wie in Saardam die bescheidene Wohnung und Werkstätte Peters des Großen besucht.

Aus Holland kehrten sie nach Brüssel zurück, und begaben sich von da nach Paris, wo sie in einem günstigen Zeitpunkte eintrafen, indem alle Schauspiele und öffentliche Lustbarkeiten einen mehr als gewöhnlichen Aufwand und Glanz zeigten,

die Anwesenheit des Königs von Schweden verherrlichen zu helfen. Usteri wohnte einer Versammlung und feierlichen Prozession der Ordensritter des heiligen Geistes bei, und sah eine Menge Luftballons aufsteigen, deren Erfindung in jene Zeit fiel. Auf der königlichen Bibliothek sammelte er Materialien für seine Lieblingsstudien und kopirte die Zeichnungen des Manessischen Codex, so wie sechszig andere von Bildnissen baierischer Fürsten der Vorzeit. In den Gemäldesammlungen verweilte er öfters, bewunderte das Invalidenhaus und besuchte dann alle Schlösser in den Umgebungen von Paris, so wie auch Ermenonville, in dessen Gärten er vergnügt umherschweifte und in den ländlichen Anlagen sich von den mannigfaltigen Eindrücken der geräuschvollen Hauptstadt sammelte und gern wieder erholte. Dabei machte er viele Bekanntschaften, unter den Künstlern vorzüglich diejenige des Kupferstechers Wille, des Freundes seines Vaters.

Der ältere seiner Begleiter war früher schon nach der Heimath abgerufen worden; der jüngere verließ Paris im Juni. Usteri, der so viel für seine Wißbegier zu beobachten hatte, blieb noch einen Monat länger daselbst, und schloß sich an neu angelangte Landsleute und Freunde an. Am Ende wurde er noch unpäßlich, wie die meisten Fremden, welche das Seinewasser nicht gewohnt sind, und kehrte endlich, nachdem er ungefähr ein Jahr im Auslande zugebracht, über Lyon nach Zürich zurück.

Von dieser Reise sind noch viele nach der Natur flüchtig entworfene Skizzen vorhanden, zwischen welche er Blumen eingelegt, die er sich an Ort und Stelle zum Andenken gepflückt hatte. So viele schriftliche Notizen er sich auch nach seiner Weise auf ganz kleine Blättchen mag aufgezeichnet haben, so ist doch kein Tagebuch aus dieser Zeit von ihm zu finden. Ein solches beharrlich fortzuführen war er eigentlich zu bequem, und er verließ sich überall auf sein treffliches Gedächtniß. Er schrieb von der Reise bloß alle vierzehn Tage oder drei Wochen an seinen Vater oder an eine seiner Schwestern. Ein solcher Brief enthielt gewöhnlich auf drei Seiten die vollständige Beschreibung irgend eines Gegenstandes, der entweder ihm selbst besonders merkwürdig vorkam, oder der Person, an die der Brief gerichtet

war, am besten zusagen konnte, wie er z. B. einer Schwester die Starzische Nadelfabrik in Aachen auf's genauste schilderte. Ein Theil des Raumes war zuweilen mit kleinen leichten Federzeichnungen ausgefüllt, welche die beschriebenen Gegenstände, als Kleidertrachten, Gartenpartien, Schiffe, Geräthschaften u. s. w. vorstellten. Seine Mittheilungen waren meistens bloß objektiv, und seltener äußerte er sich über seine eignen Empfindungen und den Eindruck, den das Gesehene auf ihn selbst bewirkt hatte. Ein Auszug eines dieser Briefe aus Hamburg an seine älteste Schwester, der von dem Wandsbecker Boten Claudius handelt, mag hier, als Muster der übrigen, seine Stelle finden.

„Claudius ist dein Lieblingsdichter; ich glaube also, „daß es dir angenehm sein wird, wenn ich dir eine Beschreibung „von unserm Besuch bei ihm gebe.

„Wandsbeck wird von allen Fremden, die nach Ham„burg kommen, besucht, theils um die schönen Anlagen dieses „Ortes, oder das Schloß, oder den berühmten Claudius, „oder meistens alles zusammen zu sehen. In dieser Absicht reis„ten auch wir dahin. Sobald wir im Wirthshaus abgestiegen „waren, sandten wir unsern Bedienten zu ihm, uns anzumelden. „Wir hatten das Vergnügen, angenommen zu werden, und dieses „geschieht nicht allen Leuten, wenn H. Claudius seine Launen „hat, oder sich stellt als ob er sie habe. Er empfieng uns an der „Thüre mit einem deutschen Handschlag und einem traulichen „Gott grüß' euch! und hob seine weiße Zipfelkappe ein wenig „vom Kopf. Er führte uns dann in seine Stube, hieß uns „sitzen, setzte sich selbst und frug, womit er uns aufwarten könne. „Wir verbaten uns alles. Nicht doch, sagte er, und ging in das „Nebenzimmer, kam bald mit einem seiner Kinder zurück (ich „sah noch selten ein schöneres), brachte eine Flasche mit Wein, „die aber nur halb voll war, und Gläser und schenkte ein. Aber „zum Trinken muß man auch etwas essen, fuhr er fort: ich „weiß zwar nicht, ob ich noch etwas habe. Er öffnete sein „Schreibpult: Eins, zwei, drei — ich glaube es ist noch genug, „ja! Er nahm drei Bretzeln hervor, legte jede auf eines der „Gläser und präsentirte sie uns mit der Hand. Wir tranken „auf sein Wohlsein, er auf das unsrige, und dann fing er an

„mit uns zu reden und uns allerlei zu fragen, wo wir gewesen „und dergleichen ..... Wir brachten beinahe drei Viertelstun„den bei ihm zu. Er ist ungefähr von meiner Größe, hager, „und seine Lineamente sind stark. Er hat eine Physiognomie, „die Verstand und Witz verräth, ein feuervolles Auge und brau„nes Haar, das er ganz offen, wie unsere Bauern, trägt. Er „hatte eine weiße Zipfelmütze auf dem Kopfe und setzte sie immer „schief auf; einen pucefarbnen Nachtrock mit gelben Punkten, „schwarz plüschene Hosen und Weste und preußische Stiefeln. „Seine Frau soll sehr liebenswürdig sein, sowohl in Absicht „ihres Charakters als ihrer Figur. Ich glaube sie ist eine „Schreinerstochter aus Wandsbeck. Wenn ich nicht irre, so „hat er vier Kinder; drei Mädchen und einen Knaben, der ihm „erst kürzlich geboren ward und worüber er sich sehr freute. „Claudius ist arm; seine Schriften müssen ihn ernähren, und „das ist gewiß eines der elendesten Handwerke. Nebenbei erhält „seine Frau Geschenke von seinen Patronen, und das gibt ihm „zu leben" u. s. w.

Auch Klopstock hatte Usteri in Hamburg gesehen, denn er war von Lavater, Geßner und andern Zürchern, die mit dem Ausland in ausgebreitetem Verkehr standen, an alle Gelehrte, Dichter und Künstler in den Städten, durch die sein Weg ihn führte, so z. B. an Goethe, Ramler, Overbeck, Gerstenberg, so wie durch seinen Vater an alle großen Handelshäuser mit den besten Empfehlungen versehen worden. Sie nützten aber ihm und seinen Gefährten noch nicht so viel, als es bei reifern Jahren vielleicht der Fall gewesen wäre; denn die jungen Leute waren schüchtern, Usteri selbst beinahe blöde und dermaßen bescheiden, daß er seine bereits erworbenen Kenntnisse niemals geltend zu machen wußte. Wenn die Empfehlung an einen berühmten Mann überreicht und das erste Paar gewöhnlicher Einleitungsfragen kurz genug beantwortet war, stockte das Gespräch, und wenn auch mit Achtung für den Besuchten erfüllt, waren die Reisenden meistens recht froh, wenn sie nur bald wieder die Thüre hinter sich hatten, und kehrten selten zum zweitenmale zurück. In Berlin kam Usteri mehreremale zu Chodowiecki, und fand den größten Genuß an den Arbeiten dieses

trefflichen Künstlers, dessen Manier der seinigen am meisten entsprach: allein so groß war seine schüchterne Bescheidenheit, daß er sich nicht getraute, ihm seine Zeichnungen zu den altenglischen Balladen vorzuweisen, die sein Vater ihn genöthigt hatte, auf die Reise mitzunehmen, um sich vermittelst derselben als einen vielversprechenden Dilettanten zu empfehlen. Einer seiner noch lebenden Reisegefährten, der ihn überall hinbegleitete, versichert er habe nicht einmal gewußt, daß Usteri etwas dergleichen bei sich geführt, und nie gesehen, daß er diese Sammlung ausgepackt und jemand gezeigt habe.

Die kaufmännischen Empfehlungen zogen in der Regel Einladungen zu Gastmahlen nach sich, und damit war Usteri wieder nicht gedient, wie aus seiner Beschreibung eines glänzenden Nachtessens, dem er in Hamburg beigewohnt, sattsam hervor geht. Er ließ sich vielmehr klagend vernehmen: „Die Herren „Hamburger sind so höflich, daß sie einen, sobald sie ihn nur „beim Kopf erblicken, sogleich zum Mittag- oder Abendessen ein„laden!" — Ueberall, wie in den Knabenjahren, so auch auf der Reise und später durch sein ganzes Leben, ging Usteri am liebsten seinen eignen stillen Gang, hielt sich immer mehr an Sachen als an Namen, vermied alles Aufsehen und Gepräng, und wurde daher erst nach längerer Bekanntschaft für das erkannt, was er eigentlich war.

Man könnte wähnen, diese Reise, auf welcher so vieles was sich ihm darbot, kaum zur Hälfte benutzt worden zu sein scheint, habe weder tiefe Eindrücke bei ihm zurückgelassen, noch bedeutende Früchte für ihn getragen. Es war aber gerade das Gegentheil. Alles Merkwürdige und Charakteristische was er gesehen, selbst Nebensachen hatten sich dermaßen seiner Phantasie eingeprägt, daß er, zehn und zwanzig Jahre später, Scenen aus Holland oder andern von ihm bereisten Ländern mit einer solchen Wahrheit und Eigenthümlichkeit in allen Verschiedenheiten der National-Physiognomie, Kleidertrachten, Architektur u. s. w. in Bildern darzustellen wußte, als ob er diese Gegenstände erst kürzlich vor Augen gehabt, so wie er von allen vorzüglichen Stücken der besuchten Gemäldesammlungen, von andern Kunstwerken, von öffentlichen Anlagen, von Menschen und Sachen überhaupt die

genaueste Rechenschaft geben konnte, was aber selten unaufgefordert, sondern bloß geschah, wenn seine vertrautern Freunde die Unterredung auf solche Gegenstände lenkten und ihm Fragen vorlegten, wo er sich dann darüber eben so gemüthlich als höchst anschaulich aussprach, und wohl auch, wenn er vollkommen gut aufgelegt war, noch irgend eine Anekdote dabei zum Besten gab.

In die Vaterstadt zurückgekehrt, trat er nun, auf heimischem Boden sich behaglich fühlend, mit weniger Schüchternheit auf. Er besuchte regelmäßig die Concerte und alle Bälle, auf welchen er gewöhnlich die Colonnen der englischen Tänze anführte und gefällige Figuren von seiner Erfindung angab. Auch im Sommer fehlte er selten auf dem Schützenplatze, dem anmuthigen öffentlichen Spaziergang, wo damals die schöne Welt sich noch regelmäßig an bestimmten Tagen einfand, und überall war er, bei ältern Männern wegen seinem geistigen Gehalt, in gemischter Gesellschaft jüngerer Leute durch Anordnung neuer fröhlicher Unterhaltungsspiele beliebt, und bald bei jedem Vereine, dem er sich anschloß, unentbehrlich geworden.

Im Jahre 1786 verband er sich mit einer jungen und ausgezeichnet schönen Gattin aus einem angesehenen Hause, deren reizende Gestalt er öfters in seinen historischen Compositionen anbrachte. Eine Tochter war die einzige Frucht dieser Ehe.

Nunmehr eingebürgert und häuslich eingerichtet, begann sein intensives Leben sich immer schöner und mannigfaltiger zu gestalten. Jede Stunde, die er den ihn immer gleich anekelnden Geschäften auf der Schreibstube, die er, wie früher schon, bloß mechanisch forttrieb, entübrigen konnte, widmete er der Kunst und seinen Lieblingswissenschaften.

Die vielen Balladen und Ritterbücher, die Usteri früher gelesen, leiteten ihn allmälig auf systematisches Studium der Geschichte und aller Formen des Mittelalters. Er suchte und fand reiche Ausbeute für seine romantische Geistesrichtung in gediegenen Chroniken, deren einfache und kräftige Sprache seinem eignen Sinn zusagte, und von einem Zweige zu andern verwandten fortschreitend, war er bald auf jenem weiten Felde der Geschichte einheimisch, bevor es gewissermaßen Mode geworden, in

Kunst und Dichtung mit Erinnerungen aus einer ernsten Vorzeit zu tändeln.

In den heitern Hallen der Zürcherischen Stadtbibliothek auf der Wasserkirche brachte er im Laufe seines Lebens viele tausend Stunden, am liebsten die Sommernachmittage zu, studirte und benutzte vorzüglich die vielen daselbst aufbewahrten Handschriften älterer und neuerer Zeiten, und schrieb sich ganze Stöße von Auszügen nieder. Allmälig lernte er auch alle seltneren, nicht bloß in den Büchersammlungen und Archiven Zürichs vorhandenen Materialien kennen; er setzte sich mit den Alterthumsforschern und Bibliotheken des Auslandes in Verbindung und wurde durch diese fortgesetzten Studien gleichsam ein lebendiges Repertorium der ganzen Literatur des Mittelalters.

Auf Auktionen entging ihm kein altes wenig mehr bekanntes Buch; und wenn ein solches nur irgend etwas enthielt, das über Zeit- und Sittengeschichte, oder über das Formenwesen der Vorzeit einigen Aufschluß geben konnte, so erstand und benutzte er dasselbe auch immer, und seine eigene Büchersammlung vergrößerte sich daher nach und nach auf eine bedeutende Bändezahl, worunter sich manche Seltenheit befand. Eben so kaufte er auf Versteigerungen, welchen er stets beiwohnte, alte Kupferstiche, wenn sie auch keinen Kunstwerth hatten, sobald sie nur die richtige Vorstellung einer Geräthschaft, eines Gebäudes oder anderer Formen früherer Jahrhunderte lieferten; besser verfertigte aber, wenn sie etwa beschädigt waren, obgleich er diese vielleicht schon in bessern Abdrücken besaß, bloß in der Absicht, sie vor gänzlichem Untergang zu retten. Gleich der Biene wußte er auch in den unscheinbarsten Blumen Honig zu finden, und weit entfernt, daß unter solchen öfters langweiligen Bemühungen und Studien seine Phantasie ermattet wäre, wurde sie vielmehr dadurch belebt und gehoben, weil er auch den trockensten Gegenständen eine ästhetische Seite abzugewinnen und diese im hellsten Licht herauszuheben wußte. Alles was er behandelte, erhielt einen poetischen Anstrich und einen höhern Sinn, der für alles Wahre, Edle und Schöne begeisternd, wohlthätig auf das Gemüth wirkte. Immer beobachtend, forschend und richtig auffassend, in literarischen Uebungen wie im Umgang mit Menschen

und im Anschauen der Natur, gestaltete sich alles, was er in sich aufnahm, zu Dichtungen oder zu bildlichen Darstellungen, deren Entwürfe ihn nicht die mindeste Anstrengung kosteten, denn sein ruhiges, beinahe an Phlegma grenzendes Temperament hielt seine lebhafte und schöpferische Phantasie, als seltene Ausnahme bei genialischen Köpfen, stets in jenem nüchternen Gleichgewicht, das immer die einfachsten und passendsten Mittel zum Zweck auswählt, jede Arbeit erleichtert, und nie über die Schönheitslinie hinausschweifen läßt.

Solche schöne und nützliche Thätigkeit wurde im Verlauf der Jahre öfters durch mancherlei schwere Prüfungen unterbrochen, welche mehr und minder jedem Menschenleben zugetheilt sind. Merkantilisches, durch die erste Gährungs-Epoche der französischen Revolution veranlaßtes Unglück löste im Jahr 1790 und bald nach dem Tode seiner Eltern die Handelsverbindung seines Hauses auf. Eine neueingegangene traf um das Jahr 1804 ein ähnliches Schicksal, und nachdem Usteri sich mit großer Anstrengung und bedeutendem Nachtheil für seine Gesundheit aus einer schwankenden Lage herausgearbeitet, was ihm auch mit Hülfe treuer Freunde vollkommen gelang, überzeugte er sich, daß er für Geschäfte dieser Art nicht geschaffen sei, und entsagte denselben nunmehr auf immer. Mit Ergebung und Ruhe ertrug er diese Schläge des Geschicks. Er war sich bewußt, ein von äußern Umständen unabhängiges Glück in der eignen Brust zu tragen und für solche Einbuße Trost und Ersatz in Kunst und Wissenschaft zu finden. Seine Lebensweise war so einfach, er bedurfte für sich selbst so wenig, daß er noch immer seinem Hang zu freigebiger Unterstützung gemeinnütziger Zwecke und aufblühender Talente folgen durfte und konnte.

Empfindlicher als jene Einbuße war seinem weichen Gemüthe der Tod seines geliebten Bruders Paulus, welcher im Jahre 1795 in der Blüthe des Lebens an den Folgen einer Erkältung starb. Beide Brüder hatten von Kindheit auf in der innigsten Vertraulichkeit gelebt. Paulus verband mit einem sanften Wesen eine seltene Charakterfestigkeit. Neben seinem vorzüglichen Talent in Erfindung und Darstellung gespensterartiger Grotesken malte er auch Landschaften, in welchen seine

freundliche Seele sich wie das Bild der Frühlingssonne in einem stillen See spiegelte. Wenn auch nicht durch ungewöhnliche Geistesgaben und wissenschaftliche Bildung ausgezeichnet, wie Martin, so war er doch durch die Eigenschaften seines trefflichen Gemüthes ein würdiger Bruder desselben. Auch eine im Alter auf ihn folgende Schwester, Dorothea, deren harmlose Fröhlichkeit ihm so sehr zusagte, wurde 1804 von einer schmerzhaften Krankheit dahin gerafft.

Noch tiefer war die Wunde, die das Verhängniß dem Vaterherzen schlug. Usteri's einzige Tochter Magdalena, ein stilles, in sich selbst zurückgezogenes Mädchen, die getreue Pflegerin der geliebten oft leidenden Mutter, begann allmälig zu welken und starb endlich im Jahre 1815. Auch diese furchtbare Prüfung bestand er, wie jede andere, mit einer beispiellosen Gelassenheit. Es war überhaupt zum Bewundern, mit welcher unverwüstbaren Ruhe dieser praktische Philosoph jede Art von Störung, jede noch so schwere und anhaltende Sorge zu tragen vermochte, ohne je dabei in seiner gewohnten Geistesthätigkeit gehemmt zu werden.

Einige Reisen, die er mit seiner Gattin in würtembergische Bäder unternahm, wo er sich durch die Anmuth seiner Unterhaltungsgabe viele Freunde und Freundinnen erwarb, und alljährliche Fußwanderungen durch verschiedene Schweizerkantone, die er bald allein, bald in Begleit von Freunden oder Verwandten zurücklegte, ermunterten und stärkten ihn immer wieder, um sich von Neuem seinen Studien und Geschäften zu widmen. Es war ihm ein eigentliches Bedürfniß, sich in der freien Natur zu bewegen, und besser erkannte und tiefer empfand wohl niemand wie er ihre ewig wechselnde Schönheit, wenn er auch nie darüber in Worte excentrischer Bewunderung ausbrach, was überhaupt nicht seine Sache war. Dafür aber beobachtete er desto ruhiger und richtiger alle in jeder Gegend vorkommenden Gegenstände, vor allem aus die Menschen in ihrer verschiedenartigen Eigenthümlichkeit, jeden Ueberrest der Vorzeit in Kirchen, Kapellen oder Schloßtrümmern, deren Geschichte ihm überall genau bekannt war, und zeichnete gewöhnlich an Ort und Stelle Materialien in seine kleine Mappe auf, die er dann später und mit

Muße in Worten oder Bildern lieblich und sinnvoll ausarbeitete und nicht selten seine Reisegefährten mit solchen Erzeugnissen seiner Kunst beschenkte. Seine Neffen bewahrten noch wie eine Reliquie eine prachtvoll geschriebene, mit niedlichen Zeichnungen ausgeschmückte, in Versen abgefaßte Beschreibung einer mit ihnen gemachten Bergreise, wo alles, was ihnen Heiteres oder Komisches begegnete, mit echtem Witz und zartem Gefühl geschildert ist. Wer ihn auf solchen Wanderungen oder auch nur auf bloßen Spaziergängen begleitete, fand immer neben der angenehmsten Unterhaltung auch Belehrung über alles, was sich dem Auge darbot.

Ueber die verhängnißvollen Zeiten der Revolution und des Krieges war er ein ruhiger Beobachter geblieben und hatte keinen Theil an den wechselnden Ereignissen genommen. Sein philosophischer Gleichmuth war nicht geeignet, ihn als Parteimann bei politischen Umtrieben auftreten zu lassen. Nur im September 1802, als Zürich unter dem Befehl des General Andermatt bombardirt wurde, trug er bei der allgemeinen Noth das Seinige zur Vertheidigung der bedrängten Vaterstadt bei, indem er Tag und Nacht in dem Laboratorium des Zeughauses Patronen machen half. Luftfeuerwerke anderer Art schoß er selbst häufig in Epigrammen und Caricaturen auf manche lächerliche Erscheinung ab, die aus der allgemeinen Gährung hervortrat. Solche Ergüsse seiner Laune waren aber mehr auf Sachen als auf Personen gerichtet. So bezeichnete er z. B. höchst komisch das stiefmütterliche Verhältniß der französischen Republik zu ihrer helvetischen Adoptiv-Tochter in der Gestalt einer Hündin, die, statt sie zu nähren, selbst an ihren Jungen saugt. Auch die von jener zu Schutz und Trutz hergesandten militärischen Helfershelfer gingen nicht leer aus. Unter solchen Zeichnungen befindet sich z. B. ein allerliebstes, mit der Feder zart schraffirtes Blättchen, auf dem ein französisches wanderndes Militairspital vorgestellt ist. Die in ihre Uniformen gekleideten, mit allem möglichen Schneide- und Bohr-Apparat versehenen Officiers de Santé sitzen, als bloße Gerippe, mit nackten Schädeln unter den Nebelspaltern von Hüten, auf dem Wagen, den ebenfalls Gerippe von Pferden ziehen und den der Tod lenkt.

Ueber dem Unheil bringenden Zuge schweben jene ekelhaften Vögel, die sich vom Aase nähren. Mit solchen spaßhaften Erfindungen wußte er seine durch die Zeitumstände verdüsterten Freunde, so wie sich selbst, zu zerstreuen und zu erheitern.

Von öffentlichen Stellen hatte er früher und während der helvetischen Regierung nur diejenige eines Obereinnehmers für den Kanton Zürich eine kurze Zeit begleitet, und im September 1799, als die französische Heeresmacht gegen die Stadt vordrang, wo die geschlagenen Russen sich in wilder Verwirrung und plünderungslustig zum Rückzug bereiteten, die ihm anvertraute bedeutende Kasse, welche er mit der größten Gewissenhaftigkeit verwaltete, durch seine kaltblütige Besonnenheit und Geistesgegenwart gerettet, indem er dieselbe auf einen mit Stroh bedeckten Karren geladen fortführen ließ, im Hauskleid, als ob ihn dieses Fuhrwerk gar nichts angehe, daneben hinschlenderte und so das öffentliche Gut mitten durch die Soldatenmenge glücklich in der Frauenmünsterkirche unterbrachte und dort sicher verwahrte.

Nachdem er die Handelsgeschäfte gänzlich aufgegeben, wandte er sich allmälig den öffentlichen zu. Bei Einführung der neuen Verfassung im Jahr 1803 war er in den großen Rath gewählt worden, 1810 in den Stadtrath, und verwaltete für diese Behörde das Seckelmeisteramt. Im Jahr 1815 wurde er in den kleinen Rath befördert, arbeitete bei der Finanz- und Abgaben-Commission, wurde Censor der belletristischen Schriften, Mitglied des Erziehungsrathes, Präsident der Kunstschul-Aufsicht und der Bürgerschule, Mitaufseher des Collegii alumnorum, war als Aktuar eines der thätigsten Mitglieder des Conventes der Stadtbibliothek und endlich noch Mitglied der Vorsteherschaft seiner Kirchgemeinde zu St. Peter. Für viele dieser Behörden arbeitete er mit beharrlichem Fleiß theils Aufsätze, theils Rechnungen aus, welche letztern besonders, als kalligraphische Meisterstücke in den Archiven aufbewahrt, die Bewunderung der Nachwelt erregen werden. Nebenbei besorgte er noch verschiedene Familien-Curatelen mit der ihm eigenen Pünktlichkeit.

So verschiedenartige Geschäfte hätten die ganze Zeit man-

ches andern guten Kopfes ausgefüllt und ihm keine Muße zu anderer Thätigkeit übrig gelassen: aber Usteri lebte dessen ungeachtet noch mit ganzer Seele für Kunst und Wissenschaft. Er pflegte mit Tagesanbruch aufzustehen, zu schreiben oder zu zeichnen, bis ihn die Amtspflicht in irgend eine Sitzung rief. Kaum nach Hause zurückgekehrt, benutzte er noch jede Minute vor dem Mittagsessen, die angefangene Arbeit fortzusetzen, und drehte gleich nach genossener einfacher Mahlzeit den Stuhl wieder gegen den Arbeitstisch, indem er, durch keinerlei Geräusch zerstreut oder gestört, immer in der Wohnstube arbeitete. Hatte er Nachmittags keiner Sitzung mehr beizuwohnen, so blieb er entweder bei Hause thätig, oder machte sich wieder auf der Stadtbibliothek etwas zu schaffen. Die Abende aber widmete er gewöhnlich geselliger Unterhaltung, entweder bei einzelnen Freunden und ihrer Familie, wo sein Eintritt immer Freude verbreitete, oder in größern Privat- und öffentlichen Gesellschaften, die er nicht blos zur Erholung besuchte, sondern auch als tiefblickender und doch milde beurtheilender Beobachter, der überall in malerischer oder psychologischer Beziehung etwas fand, das ihm für seine Schilderungen menschlicher Tugenden und Schwachheiten dienen konnte.

Die Künstlergesellschaft, welche sich auf Veranlassung seines Oheims, Heinrich Usteri, eines eifrigen Kunstfreundes, im Jahr 1787 gebildet hatte, besuchte er seit ihrer Entstehung vor allen andern aus am liebsten und regelmäßigsten. Er brachte darin zuerst den Vorschlag zur Stiftung des sogenannten Malerbuches auf die Bahn, in das jedes Mitglied, nach alphabetischer Kehrordnung, Beiträge lieferte, und bereicherte diese, zu vielen Bänden angewachsene Sammlung mit Arbeiten von seiner Hand, die sich immer durch Originalität der Erfindung und Zierlichkeit der Ausführung auszeichneten. Er veranstaltete kleine Feste, die von der Gesellschaft in der schönen Jahreszeit auf dem Lande gefeiert wurden und für welche er gewöhnlich ein eignes, auf die Umstände passendes Lied dichtete, das er in hinreichenden Abschriften anspruchslos austheilte, und welches dann nach einer bescheidenen, aber fröhlichen Mahlzeit unter seiner Anleitung abgesungen wurde. Das erste solcher Lieder, womit er die Gesellschaft im Frühling 1793 beschenkte,

war das beliebte „Freut euch des Lebens", welches seither immer noch in aller Welt gesungen wird. Ein anderes, das sich unter den Künstlerliedern befindet, dichtete er für das Fest, das auf seine Veranstaltung von der Gesellschaft im Sihlwalde, in Salomon Geßners ländlicher Wohnung und zu dessen Ehren gefeiert wurde. Usteri hatte Geßners Brustbild ins Geheim aus der Stadt bringen und, mit Epheu und Waldblumen bekränzt, auf die Tafel stellen lassen, an welcher die Verehrer des schweizerischen Theokrits ihre Becher auf sein Andenken erklingen ließen und Usteri's Lied in erhöhter Stimmung absangen. Sigmund Wagner von Bern, der dem Fest auch beiwohnte, und eine begeisterte Beschreibung desselben in das zweite Heft des Helvetischen Journals für Literatur und Kunst (Zürich, 1802) einrücken ließ, meldet: „Aus dem „Hause verbreitete jetzt der Schwarm sich durch Wiese, Wald „und Thal. Man suchte und fand die Stellen, wo Geßner „den Stoff zu seinen Gemälden sammelte, die Bäume, die Quel„len, die Felswände. Im Schatten der grün-goldenen Buchen„gewölbe, beim Murmeln der Quellen strömte Geßners Lob „von unsern Lippen, und wir priesen uns glücklich, seine Schü„ler und Bewunderer zu sein, und heute hier im Schooß seines „ländlichen Aufenthaltes seinem Andenken einen so schönen Tag „feiern zu können." Dieses Tages gedenken noch alle, die dem Feste beigewohnt, mit dankbarer Erinnerung auch an den, der dasselbe so einfach und sinnig angeordnet hatte.

Ohne es zu wollen oder zu suchen, wurde Usteri allmälig die Seele, der Mittel- und Stützpunkt des Vereins, indem er die Unterhaltung desselben durch seinen Kunstsinn, seine technischen Kenntnisse, seine Freundlichkeit und heitere Laune belebte, die jüngern Mitglieder hervorzog und aufmunterte und sich die Hochachtung und Liebe aller in gleichem Grad erwarb. Als jene frühere Gesellschaft von Kunstfreunden, welche die bereits erwähnte Sammlung von Abgüssen antiker Büsten veranstaltet hatte, bis auf ein einziges Mitglied ausgestorben war, diese Sammlung nach dem Sinn der Stiftung der Stadt angehören sollte, und, nunmehr der jetzigen Künstlergesellschaft übertragen, diese gleichsam aufgefordert war, sich nach einer vorher

reiflich überlegten Form zu constituiren, einen Fond anzulegen und ihre Wirksamkeit zum Besten der vaterländischen Kunst weiter auszudehnen, wurde Usteri (1803) einmüthig zum Vorsteher gewählt und blieb es auch bis an sein Lebensende.

An den öffentlichen Kunstausstellungen, die fast alle Jahre durch die Gesellschaft veranstaltet werden, nahm er den lebhaftesten Antheil und zierte dieselben, aber aus unbekannt gebliebenen Gründen nur bis 1806, mit seinen Arbeiten. Hier sah das Publikum zuerst sein Unser Vater eines Unterwaldners, seine Muttertreue und Kindesliebe, diese zart gedachten und zierlich ausgeführten Werke, die nicht blos Usteri's Kunsttalent, sondern auch sein Bestreben, die edelsten Gefühle der Menschen durch sinnvolle Darstellungen zu beleben, so rührend bethätigen, und welche nachher nebst so vielen andern seiner geistreichen Zeichnungen durch geschickte Künstler in Kupfer gestochen und allgemein verbreitet worden sind.

Der wohlthätige, durch nähere persönliche Bekanntschaft alle Eifersucht verbannende Einfluß des geselligen Bandes, das alle zürcherischen Künstler und Kunstfreunde in traulicher Verbrüderung zusammenhielt, weckte bei Usteri den Gedanken, wo möglich alle in der Schweiz zerstreuten Künstler in eine ähnliche Verbindung mit einander zu bringen und eine allgemeine schweizerische Künstlergesellschaft zu stiften. Dieser Gedanke wurde von ihm zum erstenmal an einem schönen Herbstabend (1805) bei dem Wasserfall zu Erlenbach einigen Freunden und in Anwesenheit eines bedeutenden Kunstliebhabers von Basel mitgetheilt, mit Wärme aufgefaßt und unterstützt und nun von Usteri durch Kreisschreiben und Einladungen nach allen Seiten so eifrig betrieben, daß seine Wünsche in Erfüllung giengen, und diese noch jetzt bestehende allgemeine Künstlergesellschaft sich schon im Mai des folgenden Jahres, 1806, unter seinem Vorsitz zum erstenmal in Zofingen versammelte. Auch dort war er, obgleich nicht beständiger Präsident, indem er dringend gefordert hatte, daß jedes Jahr ein neuer Vorsteher gewählt werde, die Seele der Gesellschaft. Er brachte den Gesang, der jeden Ausbruch allzulauter und stürmischer Fröhlichkeit in mäßigen Schranken hält, auch hier in Auf-

nahme und veranstaltete bald eine eigne Sammlung von Künstlerliedern für die Gesellschaft, wozu er selbst die schönsten Beiträge lieferte, und die, mit Vignetten von den Mitgliedern ausgestattet, bei Haas in Basel 1809 gedruckt, und wovon eine zweite und vermehrte Auflage im Jahr 1826 herausgegeben wurde.

Von seinen lieblichen Dichtungen, deren Gegenstände er häufig aus dem ihm so bekannten sechszehnten Jahrhundert wählte, erschienen einzelne Stücke in den Alpenrosen: sie mußten ihm gleichsam abgenöthigt werden, indem er zwar immer gefällig war, aber in seiner Anspruchlosigkeit eine Art von Scheu vor aller Publicität hegte und lieber im Stillen und ohne Aufsehn wirken wollte.

Zu seinen kleinern Gedichten, besonders zu den Balladen, erfand er sich gewöhnlich selbst eine passende, einfache Melodie, und sang diese aus dem Gedächtniß, indem er die Noten nicht kannte. Was von solchen Compositionen noch erhalten bleibt, wurde von musikalischen Freunden aufgeschrieben.

Bei der beständigen Thätigkeit seiner Phantasie ist vieles von dem, was er zu dichten oder zu zeichnen angefangen, nur Bruchstück geblieben, da oft eine andere und neue Idee die frühere bei ihm überwog und verdrängte. Jeder Tag, selbst ein ganzes wohlbenutztes Menschenleben, war zu kurz, eine solche Gedankenfülle zu Papier zu bringen.

Alles, was Usteri gezeichnet oder gedichtet hat, und seine Zeichnungen sind Poesie, wie seine Dichtungen Gemälde, ist aus dem wirklichen, aber durch ihn verschönerten und idealisirten Leben aufgefaßt, ohne Prunk, ohne Haschen nach künstlich überraschender Wirkung ausgeführt, und geeignet den Menschen auf die Natur zurückzuführen; ihm Einfachheit oder Genügsamkeit, als die einzigen Mittel, vergnügt und glücklich zu leben, in anmuthigen Bildern anziehend zu machen; unverschuldeter Armuth Ersatz und Gewinn in Fleiß und nützlicher Beschäftigung zu zeigen; kindlichen Sinn und Vertrauen auf Gott in jedem Alter treu an sich selbst zu erhalten; der Bescheidenheit verdiente Kränze zu ertheilen; sinnliche Triebe den edlern geistigen unterzuordnen; das schöne Band zwischen Gatten, Eltern und Kin-

dern inniger zu schlingen; die Verhältnisse der Reichen gegen die Armen, der Hohen gegen die Niedern durch den Geist der Liebe auszugleichen; jede Tugend in ihrem eigenthümlichen milden Glanz, das Laster in seiner Häßlichkeit, beide durch naturnothwendige Entwicklung belohnt oder bestraft, und das Lächerliche oder Verächtliche in seiner Abgeschmacktheit darzustellen; aller Art von Ziererei die Pfauenfedern auszuziehen; eiteln Stolz und Hoffart Demuth, schwergeprüfte Gemüther Ergebung zu lehren und trostlose Verzweiflung auf ein neues und besseres Leben jenseits der Gräber hinzuweisen.

Alle diese verschiedenen, mit eben so tiefem Gefühl als mit Geist, Witz und Laune behandelten Motive ließen sich aus der inhaltreichen Sammlung seiner vielen Zeichnungen Punkt für Punkt nachweisen. Was seine weniger zahlreichen Schriften davon enthalten, mag der Leser selbst beurtheilen.

Seine Schilderungen aus der vaterländischen Geschichte waren immer so gewählt, daß sie, was frühere Jahrhunderte noch Rohes mit sich führten, in den Schatten des Hintergrundes zurücksetzend, vorzüglich die einfachen Sitten, die strenge Tugend und die Heldenthaten der Vorzeit zur Nachahmung aufstellen, und so das Herz der Jugend ergreifen und mit warmer Vaterlandsliebe erfüllen müssen. In der Einleitung des ersten Neujahrsstückes der Feuerwerkergesellschaft für 1806, wozu er auch den Text geliefert und womit eine neue historische Reihenfolge solcher Blätter begann, schrieb er: „Wir hoffen euch da„mit nicht erst bei weiter vorgerücktem Alter ein willkommenes „Geschenk zu machen, da schon der Knabe beim Erzählen der „Großthaten seiner Vorfahren mit gespannter Aufmerksamkeit „zuhorcht, und mit warmer Theilnahme über ihre Siege jauchzt, „oder ihr Mißgeschick beklagt. Diese vaterländischen Gefühle „beleben auch eure Brust, liebe Jünglinge, und wenn es uns „in der Folge gelingen sollte, dieselben durch die Erzählung der „Thaten eurer Ahnen am Morgarten, bei Murten, bei „Sempach noch mehr zu erhöhen, wenn euch das bluterkaufte „Vaterland heilig wird, zernichtend der Gedanke solches zu ver„lieren, wenn euch die Aufopferung jener Helden in ihrer höhern „Glorie erscheint, und ihr unaufgefordert und laut die Nach-

„ahmung dieser erhabenen Vorbilder am Altare des Vaterlan-
„des schwört, dann blickt Helvetiens Schutzgeist segnend auf euch
„herab, und uns beglückt das Bewußtsein, diese edeln Gefühle
„in euch entflammt zu haben."

Usteri zeichnete gewöhnlich in kleinem Format, in zarten und niedlichen, aber dennoch freien und sichern Umrissen, die er entweder mit der Feder so scharf zu schraffiren verstand, daß sie radirten Blättern glichen, oder er tuschte und kolorirte sie mit dem Pinsel in lieblich harmonischem Farbenspiel, so daß solche sorgfältig ausgeführte Arbeiten an jene zierlichen Miniaturgemälde erinnern, womit die Künstler der Vorzeit Meß- und Evangelienbücher vornehmer Personen auszuschmücken pflegten. Alles darin athmet Leben, Seele und tiefes Gefühl. Gewissermaßen wie Hogarth verfertigte er vorzugsweise ganze Reihenfolgen von Bildern, welche ohne den Anschein vorsätzlicher Belehrung immer eine moralische Tendenz enthalten. Seine Zeichnungen sind daher an innerm geistigen noch reicher als an technischem Gehalt, und tragen durchgehends das Gepräge des feinsten Geschmacks. Selbst in den Caricaturen oder, um sie richtiger zu bezeichnen, in den Spottbildern, die sein feiner, scharfer und immer den Nagel auf den Kopf treffender Witz in heitrer Laune entwarf, überschritt er nie die Grenzen des Anstandes in ekelhaften Uebertreibungen, und verletzte eben so wenig das Heiligthum der Kunst, die sittliche Grazie. Seine Muse blieb immer unschuldig, keusch und rein. Dieses Talent, auch das Lächerliche treffend darzustellen, flößte mitunter beschränkten Personen vor seinem Witz eine Art von Scheu ein, die aber völlig ungegründet war; denn seine Gutmüthigkeit, die keine Persönlichkeit zu beleidigen und keinen auch noch so abgeschmackten Menschen herabzuwürdigen vermocht hätte, übertraf noch sein Talent.

Lichtenberg hat einen weitläufigen Commentar zu Hogarths Werken geschrieben: die Usterischen enthalten eben so reichhaltigen Stoff zu tief eindringenden, weniger menschenfeindlichen, mannigfaltigen und unterhaltenden Erklärungen, weil selbst in scheinbaren Zufälligkeiten und Nebendingen Bedeutung liegt und alles, zweckmäßig gewählt, auf Steigerung

des Haupteindrucks berechnet ist. Es wäre eine wahre Lust, Usteri's ganz ohne Text in bloßen Bildern durchgeführte Geschichten zu beschreiben, wie z. B. die Lebensgeschichte des Herrn Bonifacius Schmalzherzel, allen verliebten Seelen zur Warnung an das Tageslicht gegeben, wo auf 46 Blättern, die nur leichte Umrisse enthalten, ein von dem schwachen Vater lächerlich verhätschelter, mit Schäferspielen und erotischen Gedichten aufgefütterter plumper Junge schon allen kleinen Mädchen nachzieht, und größer geworden, überall wo er hinkömmt, Intriguen anspinnen möchte, überall mit Spott und Schande abziehen muß und sich endlich muthwillig selbst das Joch der unstatthaftesten Ehe aufladet, in welcher ihm der verdiente Lohn für sein heilloses Getreibe zu Theil wird. Wenn auch nur einigermaßen im Geiste der Zeichnungen durchgeführt, würde vermittelst dieser Beschreibung ein vollkommen ausgerundeter komischer Roman voll neuer und überraschender Scenen entstehen, dessen Schluß zur Nutzanwendung einleuchtender, als eine lange moralische Abhandlung, die Folgen regelloser Triebe, wenn auch unter scherzhafter Form, dennoch ernst und schädeltreffend darstellen würde.

Wenn Usteri's Styl sich nicht zur höhern Stufe heroischer Kunst aufschwang, obwohl aus vielen seiner Compositionen selbst im kleinsten Format eine stille, aber wahre Erhabenheit der Gesinnung hervorleuchtet, so gebrach es ihm keineswegs an Fähigkeit und Sinn, das Grandiose zu erkennen: er folgte blos einer, mit seiner einfachen Natur im Einklang stehenden Neigung, durch seine Kunstrichtung einer intensiven Gemüthlichkeit zu huldigen, indem er weder Erstaunen erregen, noch zur Bewunderung hinreißen, sondern vorzugsweise zu sanften Empfindungen stimmen wollte.

Sein durch beständige Uebung geschärfter und durchdringender Blick erfaßte jede charakteristische Form und Aeußerung des Menschenlebens in den verschiedensten Abstufungen, die er in sinnreicher Zusammenstellung bildlich wiedergeben konnte. Alles was er sah, erschien ihm aus einem für malerische Anwendung geeigneten Gesichtspunkt. Ueberall zeichnete er, wenn auch nicht mit der Hand, doch in Gedanken. In langwierigen Com-

missional-Sitzungen, wenn Gegenstände verhandelt wurden, für welche seine Mitwirkung gerade nicht nöthig war, entwarf er mit dem Griffel oder der Kreide auf der Schiefertafel des Tisches allerlei Gruppen, und wenn ihm eine nach seinem Sinn gelungen war, so trug er sie flüchtig in ein kleines Heft über, das er immer mit sich führte, und brachte sie dann etwa später in seinen Compositionen an.

Es ist merkwürdig, wie Alles was er las, wenn es auch nicht gerade zu malerischer Darstellung geeignet schien, sich schnell und deutlich mit allen, die Wirkung erhöhenden Beiwerken in seiner Phantasie zu einem Bild gestaltete. Bei Hause pflegte er in verschiedene, immer bereit liegende Bücher zusammengeheftetes Papier vorweg hinein zu zeichnen, was ihm gerade als Bild vorschwebte. Nachdem er z. B. das bekannte Epigramm gelesen:

„Zween tiefsinnige Freunde besprachen sich, Peter und Otto,
„Und in Gedanken kratzt Otto den Peter am Arm.
„Peter fragt in Gedanken: Was kratzest du? Kratzend erwidert
„Otto: Mir juckt der Arm. Peter versetzte: Ja, so!"

entwarf er sogleich mit der Feder ein Paar verschiedene Vorstellungen von diesen zerstreuten Freunden, wovon die zweite höchst charakteristisch ist. Die beiden Wirrköpfe kommen in einer Allee langsam und dicht neben einander daher gewandelt; ihr ganzes Aeußeres zeigt die Spuren der Zerstreutheit. Peter im Schlafrock hat den Hut vergessen, und trägt statt dessen seine Beutelperücke unter dem Arm; den Stock hält er mit dem Knopf gegen den Boden verkehrt in der Hand. Otto hat die Rückseite des Camisols über der Brust angezogen; einer seiner Strümpfe fällt schlotterig über das Bein herunter, und er wähnt Tabak zu rauchen, indem er mit den Lippen an der Spitze seines Stockes saugt. Mit der rechten Hand kratzt er, statt sich selbst, den linken Arm des Begleiters, auf dessen Gesicht sich das „Ja, so!" deutlich ausspricht. Auf einer Bank unter Bäumen sieht sich ein schalkhaftes junges Paar lachend nach ihnen um und scheint seine Glossen über diese seltsamen Käuze zu machen. Alles ist im ersten Guß hingeworfen. Dieses Beispiel ist auf Gerathewohl aus vielen hundert ähnlichen Skizzen genommen. Um einen

umfassenden Begriff von der unermüdlichen Schöpfungskraft seiner Phantasie, von der Leichtigkeit, womit sie darstellte, und von dem Reichthum seiner innern Bildergallerie zu liefern, sollte nebst seinen Schriften auch eine Reihenfolge seiner Skizzen und ausgeführten Zeichnungen, sowohl Lesefrüchte als von ganz eigner Erfindung, radirt oder lithographirt herausgegeben werden. Eine unternehmende Kunsthandlung, mit tüchtigen Gehülfen versehen, die den Geist der Originale wieder zu geben vermöchten, könnte damit eine gute Spekulation machen.

Wenn Usteri neben andern bedeutenden Künstlern gewürdigt werden sollte, so könnte er, der niedlichen Manier in kleinem Formate nach, am füglichsten mit Chodowiecki verglichen werden: selbst dieser hat aber keine so große Anzahl ganz aus eigner Erfindung geschöpfter, neuer und eigenthümlicher Kunsterzeugnisse, wie Usteri, sondern meistens vorgeschriebene Scenen aus Romanen und Schauspielen geliefert. Chodowiecki zeichnete vielleicht im strengern Sinne richtiger und wußte seinen unnachahmlichen Köpfen aus dem gewöhnlichen Leben eine noch größere Mannigfaltigkeit zu geben; allein es darf behauptet werden, Usteri habe ihn an innerer Poesie, dieser Seele der Kunst, an Leichtigkeit, Zierlichkeit und Grazie seiner idealen, zumal der weiblichen Gestalten übertroffen.

Einen besondern Werth erhalten Usteri's aus der Geschichte geschöpfte oder selbst erfundene Darstellungen aus dem Mittelalter durch die tiefen, alles umfassenden Kenntnisse, die er sich von allen Formen desselben erworben. Seine vielen, in einem Zeitraume von mehr als vierzig Jahren zu solchem Behuf nach Monumenten, gemalten Scheiben, aus Chroniken und seltenen Handschriften gesammelten Studien sind ein wahrer Schatz, aus welchem nicht blos angehende, sondern schon erfahrene Künstler Belehrung schöpfen und über zweifelhafte Punkte Entscheidung finden können. Mit diesen Kenntnissen geizte er auch nie, sondern theilte die Ergebnisse seiner mühsamen Forschungen andern Künstlern willfährig mit. Der bescheidene Mann, wenn schon er sein Wissen und Können eher verhehlen als zur Schau stellen wollte, ward allmälig als Autorität in diesem Fache anerkannt und häufig, selbst vom Auslande her, darüber berathen.

Diese Kenntniß des Mittelalters diente ihm aber nicht blos, alle äußern und materiellen Formen desselben, wie Kleidertrachten, Geräthschaften, Waffen, Rüstungen, Wappen, Fahnen, Gebäude u. s. w. zeit- und ortgemäß so darzustellen, daß der Alterthumsforscher das Jahrzehnt, in welches die Scene gehört, immer ausmitteln kann: er war auch von dem kräftig einfachen Geiste jener Zeit so ganz durchdrungen, er wußte ihn seinen Kunsterzeugnissen dergestalt einzuprägen, daß ihr Anblick das Gemüth gerade in die nämliche Stimmung versetzt, welche beim Lesen einer alten, bündigen und naiven Chronik vorherrschend wird.

Um seinen Neu-Antiken den Anstrich des Alters auch im Aeußern zu geben, bediente er sich zuweilen künstlich vergilbten, oder wirklich mehrere Jahrhunderte alten Papiers, das er aus allen möglichen auf Auctionen erstandenen Scharteken sammelte. Auch die gothische und Mönchsschrift wußte er mit schimmliger Dinte so täuschend nachzuahmen, daß selbst geübte Kenner nur nach genauer Untersuchung den unschuldigen Betrug entdeckten. Eben so leicht und sicher ahmte er die verschiedenen Manieren der Holzschnitte und radirten Blätter alter Meister nach.

Usteri erwarb sich ein großes und bleibendes Verdienst um die Zürcherischen Neujahrsstücke, indem er, von 1783 an bis 1822, die Zeichnungen zu hundert derselben, worunter zwei für andere Schweizerstädte, zehn Texte für diejenigen der Musikgesellschaft, und für die der Feuerwerker zwei und zwanzig historische Aufsätze geliefert hat. Auf das Jahr 1819 hatte er seine Leistungen in diesem Fache überboten, um die Säkularfeier der Reformation, an welcher ein so heller Kopf den lebhaftesten Antheil nehmen mußte, verherrlichen zu helfen. Alle diese Zeichnungen sind, mit Ausnahme von dreizehn verloren gegangenen, in einem eignen Bande chronologisch aufbewahrt, und sie gewähren einen erfreulichen Ueberblick der Fortschritte, die er von Jahr zu Jahr in der Ausbildung seiner Kunst gemacht. Es ist nur zu bedauern, daß er alle seine für den Druck bestimmten Compositionen nicht selbst radirt hat: fünf Versuche in Vignetten zu den bei Haas in Basel verlegten Künstlerliedern be-

weisen, wie weit er es auch bald in diesem Kunstzweige hätte bringen können.

Durch solche mannigfaltige, immer schönere und geistreichere Arbeiten wirkte Usteri bedeutend auf die Geschmacksbildung seiner Vaterstadt und Zeit. Da seine Gefälligkeit grenzenlos war, so wurde er von allen Seiten für öffentliche und Privatzwecke häufig in Anspruch genommen. Bald wollte man die Zeichnung zur Verfertigung eines Zunftbechers, bald zur Verzierung eines Zimmers von ihm haben; anderemale zu Geld- und Schaumünzen; Diplome oder Einladungsschreiben, die niemand mit so prachtvollen Schriftzügen wie er zu Stande bringen konnte, Vorschriften zu Büchertiteln, ja sogar zu Adreßkarten und Wechselbriefen wurden von ihm verlangt, und immer war er bereit, seine kostbare Zeit aufzuopfern und das Gewünschte auf die uneigennützigste Weise in einer neuen und ausgezeichnet schönen Form zu liefern. Selbst Kindern schenkte er Beiträge in ihre kleinen Stammbücher und zierliche Abschriften von einzelnen seiner Gedichte, mit niedlich ausgemalten Zeichnungen geschmückt.

Unter den Kindern fand er seine eigne heitre Unschuldswelt wieder. Stundenlang unterhielt er sich mit ihnen, wußte ihnen kleine überraschende Feste zu bereiten und mannigfaltig auf die Entwicklung ihres Gemüthes und ihrer Fähigkeiten einzuwirken. Er dichtete Lieder auf sie, die geeignet waren, ihren Sinn auf anspruchlose Einfachheit zu leiten, und sie zu lehren, künstlichen Bedürfnissen zu entsagen. So entstand z. B. das kleine Gedicht, das alte Schloß Wädenschweil, das er für eine Nichte schrieb. Aber nicht blos seine Neffen und Nichten, auch die Kinder seiner Freunde und andere, die in seinen Bereich kamen, behandelte er, als wären sie die seinigen, und alle hingen mit der innigsten Liebe an dem freundlichen Manne und machten ihn zum Vertrauten ihrer kleinen Geheimnisse.

Auf der Reise mit der Künstlergesellschaft nach Zofingen, die gewöhnlich in einem zwölfplätzigen Wagen stattfand, erblickte er einst unweit Baden auf der Straße ein artiges kleines Bauermädchen, daß einen großen Blumenstrauß vorgesteckt hatte und das ungewöhnliche Fuhrwerk voll fröhlicher Männer anstaunte.

Er ließ halten, hob das Kind in den Wagen, hieß dasselbe seine Blumen unter die Gesellschaft vertheilen, und seine Gefährten, ihm jedes Stück mit einem Schilling bezahlen. Das Kind legte alle Schüchternheit ab und begann zutraulich aber bescheiden zu schwatzen, indem es von Vater, Mutter und Geschwistern erzählte. Beim Frühstück im Gasthof zur Linde in Baden bewirthete Usteri das glückselige Mädchen mit Kaffee, kaufte ihm dann noch Backwerk für seine ganze Sippschaft und entließ es mit freundlichem Zuspruch.

Ein andermal sah er am Schießtage der Jugend auf dem Schützenplatze einen schüchternen, beinahe blödsinnigen Jungen vor einem zum Verkauf aufgestellten Korb voll Kirschen stehen und die süße Frucht mit den Augen verschlingen, ohne sich davon verschaffen zu können, wie die andern ab- und zugehenden Knaben. Usteri, nachdem er eine Weile seine Geberden beobachtet, die ihm viel Spaß machten, erbarmte sich dann des lechzenden Tantalus, füllte ihm den Hut mit Kirschen, und lud sich damit beinahe eine Last auf den Hals, denn der dankbare Junge folgte ihm von nun an wie ein Schatten und ließ nicht von ihm ab, bis er sich die Wohnung des unbekannten guten Herrn gemerkt. In der Folge stellte er sich auch häufig bei demselben ein, und nicht etwa um wieder beschenkt zu werden, sondern um seinem Gönner jede Freude zu berichten, die ihm zu Theil wurde, indem er sich z. B. einmal meldete, um sich in einem neuen Kleide bewundern zu lassen. Usteri, der doch jede Minute zu benutzen wußte, wies ihn niemals ab und unterhielt sich immer liebreich mit ihm, bis der Knabe ausblieb, als er bei einem Meister untergebracht wurde, um ein Handwerk zu erlernen. Solche kleine Züge mögen unbedeutend scheinen, allein sie bezeichnen doch den Kinder- und Menschenfreund.

Ueberall, wo ein fröhliches Fest gefeiert wurde, fand Usteri sich ein und bot seine alles veredelnde und verschönernde Hand im Stillen zur Erhöhung des Vergnügens, oder um irgend einem möglichen Mißverständniß vorzubeugen. Als am Feste des Bächtelitags (2. Januar) 1802 eine harmlose, eigentlich nicht ganz öffentliche Gesellschaft einen Maskenball veranstaltet hatte, was seit der Reformation in Zürich nicht mehr statt ge-

funden, indem alle Fastnachts- und andere Mummereien, die allerdings in jener Zeit zu ärgerlichen Auftritten Anlaß gegeben, damals verpönt worden, ahnete Usteri, dieses unschuldige Beginnen möchte hie und da sehr streng beurtheilt werden. Ins Geheim ließ er nun zwei Kinder aus dem Waisenhause, ein Mädchen und einen Knaben, welchen er dadurch auch ein unerwartetes Vergnügen bereitete, in Pilgermasken kleiden, und durch diese auf einer gedruckten grünen Karte folgende Strophe austheilen:

„Ihr, die auf blumenreichen Auen
Das Schicksal durch das Leben führt,
Blickt hin auf jenen Pfad voll Grauen,
Auf dem der Pilger einsam irrt:
Des Unglücks Dornen wunden ihn,
Des Kummers heiße Thränen glänzen —
Ach! reicht aus Euern Rosenkränzen
Dem Armen eine Blume hin!"

Durch die Hand der Unschuld wurde eine hübsche Summe an milden Gaben für die Armen in eine Büchse gesammelt, wodurch der Eifer engherziger Zeloten entwaffnet werden sollte. Usteri's wohlmeinende Absicht wurde aber nicht völlig erreicht, und die maskirte Gesellschaft zwar nicht vor ein strenges Sittengericht gezogen, wohl aber am folgenden Sonntage tüchtig abgekanzelt. Noch ist von Usteri eine schöne, kolorirte Zeichnung vorhanden, auf welcher alle Charaktermasken dieses Balles in mannigfaltigen Gruppen zu sehen sind und wozu er auch noch ein Lied verfertigte.

In großer, gemischter Gesellschaft war er Anfangs meistens stille, zumal unter Unbekannten und Fremden. Wer ihm aber näher trat und sich mit ihm zu unterhalten begann, dem schloß er sich bald auch auf und machte ihm durch die geistreiche Wendung, die er jedem Gespräch zu geben wußte, wohl zu Muth. Viele bedeutende Reisende, die zwar von den seltenen Talenten dieses ausgezeichneten Mannes gehört, sich dann aber gewundert hatten, daß er lieber in den Hintergrund zurück, als seinem Ruf entgegentrat, schlossen sich bei näherer Bekanntschaft mit Liebe an ihn an und wurden ganz von ihm bezaubert, wenn er sie

etwa auf Spaziergängen in Zürichs schönen Umgebungen begleitete, oder sie in sein stilles Museum einführte und ihnen von seinen sinnvollen Kunsterzeugnissen vorwies. Auch fremde Gelehrte, zumal deutsche Geschichtsforscher und Freunde alter Poesie, fanden bei ihm Nahrung für ihr Fach und Aufschluß über manche Punkte, die seine unermüdliche Beharrlichkeit im Nachforschen ausgemittelt hatte.

Seine vis comica ließ er selten und nur unter den vertrautesten Freunden sich ganz entfalten. Muthwillig wurde er aber dabei nie, und seine witzigen Einfälle trug er mit der trockensten Miene von der Welt vor. Besondern Spaß machten ihm alle kleinen und magern Schneidergesellen, deren eigenthümliche Geberden er mit besonderer Liebhaberei studirt hatte. So kurz auch sein Gesicht war, so erkannte er doch einen solchen auf den ersten Blick, und behauptete, dieses Geschlecht habe durch die Bank einen wedelnden, schwänzelnden Gang, um sich nach langem Kauern in der dumpfigen Werkstatt behaglich zu erluften. Er sammelte alle Schneiderlieder, der er habhaft werden konnte, und dichtete selbst dergleichen, die höchst komisch sind. In den zwei Gedichten Kutschenfahren und der Frühlingsbote finden sich Spuren dieses immerwährenden Gelüstes, die Schneider auf's Korn zu nehmen. In seinen Zeichnungsbüchern sind drollige Scenen aus der Schneiderwelt vorhanden. Z. B. stellte er drei sentimentale Gesellen vor, von welchen einer aus einem gewiß recht rührenden Romane vorliest, denn es tropfen den beiden andern helle Thränen auf die alten Beinkleider, mit deren Ausbesserung sie beschäftigt sind. An den Wänden neben allerlei Werkzeug von Scheeren, Ellen und Maßen hängen Blumensträuße, Veilchenkränze und drei weibliche Schattenrisse von eben so viel Modenarbeiterinnen, welche den Schneidern gegenüber wohnen und aus den offenen Fenstern auf ausgestreckten langen Hälsen nach ihren Geliebten herüber liebäugeln.

Einst überließ sich Usteri doch einmal einer Anwandlung von Muthwillen, als er in Zofingen mit der zahlreich versammelten Künstlergesellschaft an der Tafel saß. Beim Nachtisch waren zuerst ernstere, dann fröhlichere Künstlerlieder gesungen worden, und eine besondere Lustigkeit wurde

immer mehr vorherrschend. Da stimmte Usteri das bekannte Lied an:

„Es saßen einmal die Schneider beisammen,
Sie hatten guten Muth:
Da tranken ihrer neunzig
Und neunmal neun und neunzig
Aus einem Fingerhut" u. s. w.

Nachdem das Lied abgesungen war und lautes Gelächter den Saal erfüllte, bemerkte Usteri, wie der Wirth und seine Gehülfen noch lauter als die Sänger lachten, und auf einen der vielen auswärtigen, bloß für diesen Tag angestellten Aufwärter deuteten, der ganz betroffen schien. Usteri glaubte in demselben trotz seiner Kellnerjacke einen Schneiderburschen zu erkennen. Er erkundigte sich und seine Vermuthung wurde bestätigt. Nun lag es dem zartfühlenden Manne schwer auf dem Herzen, auch nur eine Schneiderseele mit einem Nadelstich verletzt zu haben. Nach aufgehobener Tafel wußte er sich dem guten Menschen wie von ungefähr zu nähern, ließ sich in ein gleichgültiges Gespräch mit ihm ein, und tröstete ihn so durch seine freundliche Unterhaltung über die vermeinte, in seiner schmächtigen Person der ganzen Gilde zugefügte Schmach.

Das bürgerliche Leben zu verschönern und zu veredeln, benutzte Usteri jede sich darbietende Gelegenheit. Ein wahrer Bürgerfreund, leutselig und für jedermann zugänglich, ertheilte er überall guten Rath und Hülfe, wo er nur immer dafür angegangen wurde. Er trachtete durch Anordnung sinnreicher Aufzüge und Vorstellungen am Tage der Frühlingsfeier (Sechseläuten[1]) nicht etwa den frühern, die Industrie der neuern Zeit hemmenden Zunftgeist, wohl aber den Geist der Zufriedenheit

1 Am ersten Montag nach der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche wird in Zürich zum erstenmal wieder Abends um 6 Uhr die Glocke geläutet, die über Sommer das Zeichen zum Aufhören der Tagesarbeiten gibt. Die Jugend zündet beim ersten Schall dieser Glocke Freudenfeuer an; alle Zünfte und Gesellschaften versammeln sich zu fröhlichen Mahlzeiten; sie besuchen einander mit Fahnen und Insignien, halten Reden und geben allegorische Vorstellungen. (Siehe Theil I. Seite 193.)

jedes Bürgers mit seinem Beruf und der Vereinigung Aller zu gemeinschaftlichen Zwecken, zur Liebe der Vaterstadt, deren besondere Geschichte und Bedürfnisse ihm so genau bekannt waren, und zum allgemeinen Besten zu wecken und anzufachen, wobei er aber niemals selbst auftrat und lieber Andern tiefgedachte Worte in origineller einfacher Volkssprache in den Mund legte. Zwei schöne Lieder, die er für die Gesellschaft der Böcke[1] gedichtet, erwarben ihm ein Schild als Mitglied dieses alten und ehrenwerthen Vereins.

Wie Usteri war selten ein Mann, der keine öffentliche Rolle zu spielen verlangte, unter allen Ständen so allgemein beliebt und verehrt. Seine Anwesenheit an jedem Ort, wo er sich nur immer einfinden mochte, bewirkte einen behaglichen Eindruck, zugleich aber auch eine genauere Beobachtung anständiger Formen, und selten erlaubte sich jemand in seiner Gegenwart einen groben Ausfall oder pöbelhaften Scherz. Und doch war weder seine Gestalt noch sein ganzer Habitus ausgezeichnet, viel weniger gebieterisch. Wer ihn nicht näher kannte, hätte nimmer in seinen sanften, farblosen und keineswegs bedeutenden Gesichtszügen den Geist entdeckt, der sein Inneres belebte. Nur in den Mundwinkeln konnte der geübtere Beobachter zuweilen ein leichtes Lächeln deuten, das unwillkürlich auf seinen Lippen schwebte, sobald er etwas entdeckte, das seiner heitern Laune Stoff zu irgend einer stillen Bemerkung lieferte. Seine früher milden blauen Augen wurden in der zweiten Lebenshälfte ganz entstellt. Er hatte dieselben im Jahr 1804 bei einer der erwähnten traurigen Katastrophen durch anhaltendes nächtliches Schreiben ungewöhnlich angestrengt, und nach einer örtlichen Entzündung wurden die Muskelbänder, welche die Augäpfel in ihrer natürlichen Lage zurückhalten, dermaßen geschwächt, daß diese letztern von nun an widernatürlich hervortraten und seinem Blicke etwas Starres, beinahe Schreckhaftes gaben, das die Harmonie seiner übrigen Gesichtsbildung störte. Zum Glück aber litt seine Seh-

1 Siehe Seite 111 die Note über die Entstehung dieser Gesellschaft.

kraft, die er so gut anzuwenden wußte, dadurch im Geringsten nicht, denn er konnte noch immer mit diesen krank scheinenden, in der Nähe aber scharf sehenden Augen die kleinsten Zeichnungen ohne Vergrößerungsglas ausarbeiten.[1]

Als diese Entstellung bereits ein paar Jahre gedauert hatte und Usteri wenig darauf achtete, weil sie ihm bei der Arbeit nicht hinderlich war, bewog ihn ein um die Erhaltung der Sehkraft des geliebten Mannes besorgter Freund, endlich etwas dafür zu thun und den zufällig anwesenden Augenarzt Jung-Stilling zu berathen. Jung untersuchte die aufgeschwollenen Augen, erkundigte sich aber auch sehr genau nach Usteri's Constitution und Lebensweise im Allgemeinen und rieth ihm dann, sein Gesicht möglichst zu schonen, doch keinerlei örtliche Mittel anzuwenden, dagegen aber auf Stärkung des ganzen Muskelsystems und auf bessere Functionen des Hautorgans bedacht zu sein, zu welch letzterem Zweck er ihm dringend empfahl, sich selbst im Sommer vom Hals bis an die Füße in feinen Flanell zu kleiden. Am nämlichen Tage vertraute Jung einem Freunde, er besorge, Usteri möchte früher oder später die Hautwassersucht bekommen; sein ganzes Wesen, selbst die zufällige Beschaffenheit seiner Augen deute auf eine Anlage zu dieser Krankheit.

Aber Usteri war durchaus nicht zu bewegen, sich der ihm von Jung empfohlenen Bekleidung zu unterziehen. Aus einer Art von Gemächlichkeit und Vorliebe für alles Gewohnte hatte er mehr und minder das Costum beibehalten, welches gerade in seiner Jugend üblich gewesen. Er trug noch immer Puder in seinen frisirten blonden Haaren und einen kleinen Zopf, einen großen dreikantigen Hut, kurze Beinkleider, silberne Schnallen in den Schuhen, und auch bei schlechtem Wetter niemals Stie-

1 Schon vor der Entstellung seiner Augen hatte Usteri eine entschiedene Abneigung, ein Bildniß von sich malen oder zeichnen zu lassen, daher auch keines nach der Natur von ihm verfertigt werden konnte. Erst nach seinem Tode versuchten es verschiedene Künstler, ein solches aus dem Gedächtniß zu Stande zu bringen; aber alle diese Versuche schlugen fehl, bis auf eine höchst flüchtige Skizze, die der Kupferstecher Heinrich Meyer in einer glücklichen Stunde auf das Papier hinwarf und die vollkommen ähnlich ausfiel.

feln. In dieser nur ihm noch behaglichen Kleidung ging er nicht nur in der Vaterstadt, sondern auch auf seinen Bergreisen, ohne Stock in der Hand hin und her, und konnte sich nie entschließen, sie gegen eine bequemere zu vertauschen.

Bei seiner nüchternen Lebensweise, bei so viel heiterer Gemüthsruhe und einer anscheinend festen Gesundheit war zu hoffen, dieser kunstreiche, liebenswürdige und gemeinnützige Mann würde ein hohes Alter erreichen: aber gegen das Ende des Jahres 1826 begann er auffallend übel auszusehen und schwächer zu werden; seine Sehkraft sogar nahm ab, und was Jung schon vor zwanzig Jahren vorausgesagt hatte, es zeigten sich Spuren einer allgemeinen Hautwassersucht. Er schien es deutlich zu empfinden, daß er sich dem Ziel seiner irdischen Laufbahn nähere. Allein seine Munterkeit und die Thätigkeit seines Geistes wurden dadurch so wenig gestört, daß er im folgenden Winter, den er meist bei Hause zubrachte, noch ein Dutzend allerliebste Kinderlieder dichtete und an der Fortsetzung einer Reihenfolge von Erzählungen schrieb, die unter dem Titel Der Erggel im Steinhus vorkommen, wovon er die letzte leider nicht mehr vollenden konnte.

Im Frühjahr 1827 schien sein Zustand sich etwas zu bessern, und um auf dem Lande Erholung zu finden, begab er sich mit seiner Gattin und einer Schwester nach Rapperswil, wo er in dem anmuthig gelegenen Gasthof zum Pfauen vor dem Städtchen den Sommer zuzubringen gedachte. Dort hoffte er sich zu pflegen und daneben ungestört manche angefangene literarische Arbeit, wie z. B. die Geschichten des oben gedachten Steinhaus-Erkers, zu vollenden, das 23ste Neujahrsstück für die Feuerwerker-Gesellschaft zu schreiben, und zu diesem Behuf, wenn es ihm seine Kräfte erlaubten, eine Spazierfahrt in das benachbarte Glarnerland zu wagen, um das Schlachtfeld von Näfels genau in Augenschein zu nehmen.

Alles — alles was er an Materialien mitgenommen, blieb unberührt liegen; die Fähigkeit selbst die Lust zur Arbeit fehlte ihm gänzlich. Mit Noth vermochte er sich des Abends noch in die Wiese vor dem Gasthof zu schleppen und unter dem Schatten eines großen Baumes zu setzen. Dort trank er gewöhnlich sei-

nen Thee und unterhielt sich mit den Seinigen. Im Anfang speiste er auch noch an der allgemeinen Gasttafel, da ihn die gemischte Gesellschaft der Durchreisenden zerstreute.

Eines Tages traf es sich, daß ein deutscher Reisender dem freundlichen Gastwirth Heußi, einem sehr gebildeten Manne, der Usteri mit der zartesten Aufmerksamkeit behandelte, zufällig erzählte, er komme gerade aus Griechenland, habe dort das bekannte „Freut euch des Lebens" in griechischer Sprache singen hören, in Zürich gehofft, den Dichter dieses so weit verbreiteten Liedes persönlich kennen zu lernen, mit Bedauern aber vernommen, er sei krank und wohne jetzt irgendwo auf dem Lande. Mit Erstaunen erfuhr nun der Reisende, der so blaß aussehende Mann, welcher oben an der Tafel sitze, sei Usteri, dem der Wirth nun jenen vorstellte. So wenig der bescheidene Dichter auf Auszeichnung seiner Person zu halten pflegte, so schien ihn doch, zumal bei seiner jetzt ungemein weichen Gemüthsstimmung, die Veranlassung, die den Fremden mit ihm in Berührung brachte, zu rühren. Die Unterhaltung dauerte aber nicht lange, weil Usteri zu matt war, dieselbe fortzusetzen.

Seine Kränklichkeit nahm täglich mehr überhand und mit ihr eine allgemeine Schwäche. Er mußte sich bald auf sein Zimmer beschränken, wo er zwar seine ihn zuweilen besuchenden Verwandten und Freunde mit immer gleicher Herzlichkeit empfing, sogar noch in ihrem Kreise speiste, sich aber doch denselben nicht mehr so behaglich wie früher mittheilen konnte. Während dem Gespräch versank er gewöhnlich in einen Schlummer, welcher, wahrscheinlich durch den Druck des im Schädel angehäuften Wassers auf das Gehirn verursacht, ihn öfters und besonders alle Nachmittage in einen träumerischen Zustand versetzte, in welchem er sich seiner selbst nicht mehr deutlich bewußt war. Auch die Werkzeuge der Sinne versagten ihm ihren Dienst. Sein Gesicht war verdunkelt, und wenn er einem Freunde noch gern mit eigner Hand hätte einschenken mögen, goß er den Wein neben das vor ihm stehende Glas.

Einer seiner liebsten Genüsse wurde ihm noch am letzten Tage seines Lebens zu Theil. Der Pfarrer Tobler von Wald hatte in seiner weitläufigen Gemeinde einen Sängerverein gebil-

det, der bereits sehr gut eingeübt war. Ohne zu wissen, wie krank Usteri sei, hatte er zufällig vernommen, dieser halte sich in Rapperswil auf, und hoffte, der sonst unermüdliche Wanderer werde wohl auch seinen ländlichen Wohnort besuchen, gar noch mit ihm das benachbarte Hörnli[1] ersteigen, und auf diesen Fall war er schon mit seinen musikalischen Freunden übereingekommen, den Sänger der Freude auf jener luftigen Höhe, die eine wunderschöne Aussicht auf Umgegend, Hochgebirg und weite Ferne gewährt, mit einem harmonischen Chor zu überraschen. Aber Usteri zeigte sich nicht!

Am 29sten Julius, es war ein schöner Sonntag, machte der Verein einen längst verabredeten Spaziergang von Wald bis an das Seegestad, schiffte dort sich ein und ergetzte sich, auf der spiegelglatten Wasserfläche hin- und herschwebend, mit Gesang. Gegen Abend stieg die Gesellschaft bei Rapperswil ans Land und begab sich in den Gasthof zum Pfauen, um eine Erfrischung einzunehmen. Das Zimmer des Kranken befand sich über dem Gesellschaftssaale. Da stimmten unter ihm die Sänger auf einmal einen leisen ernsten Choralgesang an. Usteri erwachte aus seinem gewöhnlichen Schlummer, lauschte und blickte verwundert auf. Er schien zu glauben, der Erde schon entrückt zu sein und die Melodien höherer Sphären zu hören. „O wie schön!" lispelte er entzückt vor sich hin. Als er nach und nach ganz zum Bewußtsein gekommen, fragte er, wer die Sänger wären. Diese hatten sich eben erkundigen lassen, ob ihm ihr Gesang nicht beschwerlich falle, und wie sie vernahmen, welchen Genuß sie ihm damit gewährten, boten sie all ihre Kunst auf, ihn zu erfreuen, und sangen noch eine halbe Stunde mit gedämpfter Stimme fort. Sie zogen endlich wieder heim, mit dem gewiß noch jetzt in jedem Mitglied des Vereines fortlebenden süßen Gefühl, die letzten Stunden des herrlichen Mannes erheitert und ihm gleichsam das Scheiden von der Erde erleichtert zu haben.

---

1 3590 Fuß hoher Berg an der Grenze des Kantons Zürich gegen das Thurgau und den Kanton St. Gallen.

Durch den Gesang in eine selige Stimmung versetzt, wünschte Usteri nun mit seiner Gattin und Schwester noch den Thee zu trinken. Er mochte empfinden, daß es zum letztenmale sein werde, denn er nahm freundlichen Abschied und dankte ihnen mit tiefer Rührung für alle ihm von jeher bewiesene Liebe. Bald nachher versank er wieder in einen soporösen Zustand, und Nachts nach zehn Uhr löste sein Geist sich von der zusammensinkenden Hülle los.

Sein Ende war sanft, wie sein Leben. Und wohl ihm, daß er vollbracht! Denn noch in den letzten Tagen hatte der graue Staar eines seiner Augen in Nacht gehüllt, und würde, das andere auch bald verdunkelnd, ihn ganz des Organs beraubt haben, durch das ihm so viel schöne Genüsse zu Theil wurden, und ohne welches ihm das Leben nur eine kaum erträgliche Last gewesen wäre.

Eine unzählbare Menge Menschen aus allen Ständen wohnte der Bestattung seiner Ueberreste bei, die von Rapperswil in stiller Nacht über den See herab nach Zürich gebracht worden waren. Sie ruhen auf dem Friedhofe zu St. Anna, in der Nähe derjenigen seiner geliebten Tochter Magdalena. Kein prunkendes Denkmal, nur Blumen bezeichnen sein Grab.

Friede sei mit der Asche des edeln Mannes, der keinen Menschen betrübte und so viel tausende erfreute und noch erfreuen kann, so lang die Erzeugnisse seines schöpferischen Geistes erhalten bleiben, der nun seine Fittige am Quell der ewigen Güte und Liebe noch freier entfalten und sich immer höher empor schwingen wird.

Usteri's Nachlaß enthält neben seinen eignen literarischen Arbeiten eine ungewöhnlich große Anzahl von Auszügen und Abschriften alter Dokumente, Jahrzeitbücher, historischer und genealogischer Notizen aller Art. Z. B. hat er das auf der Zürcherischen Stadtbibliothek aufbewahrte Original-Manuscript der Edlebachischen Chronik, in welches er alle an andern Orten von Edlebach noch aufgefundenen Notizen sorgfältig

eintrug, für seinen eignen Gebrauch vollständig und prachtvoll abgeschrieben. Von seinen mehr und minder ausgeführten Zeichnungen, deren er doch so viele freigebig zu verschenken pflegte, sind, mit Inbegriff höchst flüchtiger erster Entwürfe und seiner Studien aus dem Mittelalter, gegen viertausend Stück vorhanden. Alle diese Schriften, Skizzen und Zeichnungen werden von seiner Familie unzertrennt und als ein Heiligthum aufbewahrt. Seine Bibliothek hingegen wurde öffentlich versteigert und größtentheils ins Ausland zerstreut, indem von dorther die höchsten Gebote eingingen. Seine gegen zehntausend Stück betragende Sammlung von Kupferstichen, Aetzdrucken und Holzschnitten, worunter sich viele seltene Blätter befanden, wurde von der Kunsthandlung Buffa zu Amsterdam in Bausch und Bogen erstanden.

Leipzig,
Druck von Hundertstund & Pries.